P. o. germ. Lafontaine
783 p/12

Reinhold.

Von

A. Lafontaine.

Zweiter Band.

6258

Halle
in der Rengerschen Buchhandlung
1818.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS
Staatsbibliothek
München

Reinhold.

Zweiter Band.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

1.

Therese an Minna.

Welfenstein.

Glaube mir, liebste Minna, es ist noch dasselbe Puppenspiel, nur auf einem prächtigern Theater. Wir bewegen noch immer nur die hölzernen Köpfe und Arme, wie Marionetten, und es ist lustig anzuschauen, sogar lustig mitzuspielen.

Es kam Schlag auf Schlag. Die Familie saß beisammen und hielt Rath, woher man Kleider, und Essen, und Wein zu des Königs Geburtstag auftreiben sollte, um die Bürgerlichen im Ort, die mit einer großen, reichen Gasterei den Tag feiern wollten, zu übertreffen. Hugo, der eben so hochmüthig ist, wie sein Va-

tar, nur daß er über seiner Eltern Hochmuth sehr oft mit scharfer Satyre herfällt, sagte mit einem Lächeln, was sein ganzes hübsches Gesicht entstellt: „Mit einem Glase Wasser, Vater! Denn Pindar, lieber Vater, sagte: das Edelste ist Wasser. Und das Wohlfeilste dazu, sage ich.“

„Hugo, höre,“ sagte der Vater, mit seiner gewöhnlichen Majestät — wahrhaftig, sie kleidet ihn besser, als den Sohn der Spott — „es ist etwas Ehrwürdiges darin, dem Schicksale nicht zu weichen.“

„Darum eben Wasser: es ist das Edelste und das Wohlfeilste.“

„Schweig!“ rief der Vater, den Arm ruhig nach ihm ausstreckend — „ich kenne Dich! Du spottest über das, was Du am höchsten achtest, unsern Rang. Ich würde ihn nicht ehren, müßte ich einmal seiner spotten.“

Liebe Minna, der Vater hatte Recht. Es rührte mich, obwohl ich hundertmal am Tage über den immerwährenden Kampf zwischen Armuth und Hochmuth lächeln mußte, auch wohl spotten.

In diesem Augenblicke pochte es an die Thüre, und ein wohlgekleideter alter Mann trat in die Thüre.

„Herr von Welfenstein?" fragte er, und warf seine Blicke rings um im Zimmer auf jedes Fleckchen, aus dem die Armuth neben der unächten Eleganz hervorsah.

„Wie es scheint, komme ich hier eben recht. Sie sind arm?"

„Wer seine Ehre hat, ist reich," antwortete Welfenstein mit einem stolzen Blick. „Was bringen Sie?"

„Der Ehre den Reichthum, das Testament Ihres Oheims. Sie sind sein Erbe."

Er übergab dem armen Oheim das Testament. Sein Gesicht wurde immer glühender, während er las. Der Stolz, die Freude über das Glück nicht sehen zu lassen, kämpften vergebens mit der Freude, die ihn wegriß. Seine Hände fingen an zu zittern, seine Augen bedeckten sich mit Thränen, und übermannt von dem natürlichen Gefühl der Vaterliebe, und zugleich

von dem langen Puppenspiel, woran er gewöhnt war, rief er auf einen Stuhl niedersinkend: „O meine geliebten Kinder! o Viktoria! o Hugo!“ und sogleich setzte er hinzu: „jetzt werden wir den Geburtstag prächtiger feiern, als die Bürger hier.“

Der Fremde lächelte: „Da Ihr Oheim wußte, wie arm Sie waren —“

„Ich war nicht arm.“

„So — ich bringe Ihnen eine große Summe baar mit.“

Er rief hinaus: „Die Chatulle!“

Eine schwere Chatulle wurde gebracht, geöffnet. Sie war ganz voll Gold. Niemand von allen warf habsüchtigere Blicke auf das glänzende Metall, als Hugo.

„Gold würden sie sagen, Vetter Hugo,“ sagte ich leise zu ihm — „wären Sie Pindar.“

„Eins ist noch edler“ antwortete er, meine Hand ergreifend. Ich riß mich von ihm denn sein Auge hing bei diesen Worten noch immer auf dem Golde.

Nun kam es zu Erörterungen. Der alte Oheim, der in der Jugend sein Vaterland verlassen, und nichts hatte von sich hören lassen, den man also für todt hielt, war als ein sehr reicher Mann gestorben. Welfenstein war sein Erbe, bis auf ein reiches Legat, was er einem Kapitain Welfenstein ausgesetzt hatte.

„Wie konnte er das?“ fragte Hugo scharf.

„Denn Gold ist das Edelste!“ raunte ich ihm zu.

„War er nicht Herr seines Vermögens?“ fragte der Vater. „Und o, der gute Kapitain!“ setzte er mit leuchtenden Augen hinzu.

Hugo las das Testament mit habsüchtigen Blicken. „Es ist von dem Hause unsers Oheims die Rede, mein Herr, von einem reichen Silberzeuge, von Gärten, und die Legate für seine Domestiken sind doch zu reich. Ich fürchte, man hat ihn beschwatzt.“

„Ich!“ sagte der Fremde mit blitzenden Augen. „Aber junger Herr, lesen

Sie auch den letzten Artikel, daß ich unabhängiger Exekutor des Testaments meines Freundes bin."

„Sie? Dann bitte ich Sie um Verzeihung; aber ich lese ja kein Legat für Sie?"

„Ich habe eins," sagte er — „das theure Andenken an einen edlen Mann, der die Freundschaft höher achtete, als alles Gold der Erde."

Seine Augen füllten sich mit Thränen bei diesen Worten.

„Ja, Wasser ist das Edelste, Vetter Hugo!" rief ich — „und wären es auch Thränen."

Ich war sehr gerührt.

Der Fremde übergab nun meinem Oheim das übrige Vermögen in guten Papieren, erhielt den Auftrag, Haus, Gärten und alles Uebrige des reichen Oheims zu verkaufen.

Dann gingen die Eltern und die beiden Kinder in das Schlafzimmer, und ich blieb bei dem Fremden allein.

„Sie erben, wie ich sehe, nicht mit.“

„Ich heiße nicht Welfenstein.“

„Was meinten Sie denn mit den Worten: Wasser ist das Edelste! Und vorher: Gold ist das Edelste.“

Ich erzählte ihm lachend die Veranlassung.

„In der That, Kind,“ sagte er meine Hand drückend — „so verstanden wie Sie, und wie ich, hat der Dichter Recht. Wasser ist das Edelste.“

„Ach, es giebt Thränen, mein Herr, die —“

„Nicht taugen, als Thränen des Zornes, der Eifersucht, der Heuchelei. Nicht wahr?“

„Es ist recht Schade, das etwas anders als Freude und Kummer Thränen haben muß.“

„Beide sind süß.“

Er fragte nach meinem Namen, nach dem Verhältnisse, in dem ich hier lebte, und sagte dann sehr kalt: „Ich werde Sie nicht vergessen, Therese.“

Er fragte dann nach dem Kapitain. Ich wußte fast nichts von ihm, als daß er den ältesten Sohn meines Oheims erzöge.

Nun kamen die andern zurück. Der Fremde nahm Abschied, und das Erste, was Hugo hinter ihm hersagte: „Er wird sich nicht vergessen haben.“

In der That, der Mensch wurde mir in diesem Augenblicke abscheulich.

Aber nun entstand eine Geschäftigkeit in unserm Hause, die drollig war.

Der Oheim redete von dem Hause Este, und dem Glanze der alten Welfen. Mutter und Tochter von — wovon wir Frauen reden — denn liebe Minna, ich will Dirs nur gestehen. Ich half wacker mit — von Sammtroben, von Schahlen und alle den kleinen Herrlichkeiten des Putzes, von Kammerjungfern und Equipagen. Hugo stand in einem Winkel, sein Kinn mit der Hand gefaßt.

Ich sah ihn ein paarmal an, sein Gesicht glühte, sein Auge brannte, dann rief er in einem bittern Lachen: „Nun will ich sie demüthigen!“

„Was sagt Hugo?" fragte der Vater.

„Er dankt Gott für seine Güte!" antwortete ich.

„Das habe ich noch vergessen, mein lieber Sohn," sagte der Vater, und ging in die Kammer zurück; und da er nach einer langen Weile wiederkam, da sah ich mit Freuden die Spuren des Gebets auf seinem Gesicht, und kamen in seinem Gebete auch die Namen von Este und der Welfen vor, so hörte sie der Engel, der die Gebete zu Gott bringt, nicht.

„Therese," sagte er sanft — „bring der alten Gertrud dieses Goldstück. Du verstehst Dich aufs Geben. Nein, nimm zweie!" Er gab mir mit einem Wink viere. Ich küßte seine Hand.

Hugo brachte mich hinaus; er faßte meine Hand, und sagte: „Nun, liebste Therese, nun bin ich reich."

„Gold haben Sie, Vetter, aber das Edelste, Wasser, fehlt Ihnen!" Ich ging.

Alle Anstalten zu der Geburtstags=feier wurden gemacht. Es war noch eben Zeit, alles fertig zu machen. Der Geburts=tag wurde prächtig gefeiert. Der Oheim, dessen Herz doch am längsten durch die Freude offen blieb, unterstützte einige arme adliche Familien recht großmüthig.

Ach, es thut mir Leid, daß ich es sa=gen muß; acht Tage darauf hätten sie nur die Hälfte bekommen, und nach vierzehn Tagen vielleicht gar nichts.

Hugo behandelte selbst an dem Feste seine Gäste mit einem kalten, spottenden Uebermuth.

Es ist wahr, unser Zirkel hatte etwas Lächerliches mit seiner Armuth, die wir mit großen Worten aus der großen Welt verhüllten. Ich hatte hundertmal selbst darüber gelacht; aber ich hatte das Herz nicht, über einen der Armen zu spotten.

Nach dem Feste wurde nun ernsthaft in Berathung genommen, auf welchem Theater man die Strahlen des Reichthums wollte leuchten lassen. Mutter und Toch=ter waren für die Residenz. Ich, da ich

nun einmal hier weg mußte, trat dieser Meinung bei. Die Mutter drang darauf, ihren Sohn von dem Kapitain zurückkommen zu lassen. Aber dieser Gedanke verdarb uns unser Spiel. Der Kapitain, bei dem der junge Welfenstein erzogen wird, lebt in Welfenstein, wo das Stammgut meines Oheims liegt, was bei dem Tode seines Vaters in die Hände seiner Gläubiger gerieth.

Der Gedanke, seine väterlichen Güter wieder an sein Haus zu bringen, wurde in meines Oheims Seele so lebendig, daß er sogleich an den Kapitain deßhalb schrieb.

Die Sache wurde in den Gang gebracht, und nach vier Wochen gehörte Welfenstein wieder meinem Oheim.

Er konnte die Zeit kaum erwarten, ehe er wieder da wäre, wo seine Jugend verflossen war. Er erzählte uns hundertmal und gewiß mit einem schönen Gefühle, mit welcher bittern Empfindung er von den drei gekrönten Wölfen, dem Wappen seines Hauses, Abschied genommen. Das

alles frischte in seiner Seele so viel wieder auf. Er dachte an seine Schwester, die schon seit Jahren eine arme Wittwe war. — „O," rief er — „wenn mein Oheim sie in seinem Testamente vergessen hat, und vielleicht hat er nicht einmal gewußt, daß sie lebte, soll ich sie darum auch vergessen?" — Er erzählte nun mit einer Empfindung, die zwischen dem Komischen und Wehmüthigen inne stand, wie er auf seinem armseligen Fuchse von Welfenstein in die Residenz geritten. Mich rührte das; denn der Abschied von dem lieben Oertchen, wo ich mit ihm gelebt, stand mir ja auch in einigen Tagen bevor. Ich fragte ihn: „Wie ging es Ihnen denn in der Residenz, gnädiger Onkel?"

„Recht gut!" rief er lebendig. „Ich wohnte da in einem Hause, wo —"

Er brach ab, sann nach. Auf seinem Gesichte lagen alle Zeichen einer großen Theilnahme.

„Nun, lieber, gnädiger Onkel, wo —"

„Wo — wo —" fuhr er unruhig fort. „Gott soll mir helfen!" rief er sehr bewegt — „daß ich mich, da ich reich bin, nach allen meinen alten Freunden erkundigen will."

Mit den Worten sprang er auf, lief an den Schreibtisch, zog Papier hervor; aber er stützte seine Stirn in die Hand, statt zu schreiben.

Er blieb unruhig. Desto mehr verlangte er nach Welfenstein. Der Tag unsers Abschiedes brach an.

O liebe Minna, ich ging mit großem Herzklopfen rings um das Städtchen her, wo — ich so unglücklich, und doch so glücklich gewesen war — wo — wo — es geht mir, wie dem Oheim, der auch mit seinem wo abbrach. Adieu! Adieu!

Therese an Minna.

Welfenstein.

Mein gnädiger Onkel — lache Du, so viel Du willst, über diesen Titel. Jeder Stand hat seine Titel, jedes Geschlecht,

jedes Alter. Nur Jeder glaubt die edelsten zu geben. In dem Titel: göttliches Mädchen! den meine Minna so gern hörte, steckt, denk ich, eine wahnsinnigere Narrheit, als in dem gnädigen Onkel.

Mein Oheim also ist ein guter Mensch, und sein vornehmes Wesen sind ein paar Sommersprossen auf einem recht hübschen Gesicht. Er beneidet den Mond, daß er so langsam, von der ganzen Dienerschaft des Himmels, den Sternen, umgeben, zwölf Stunden lang durch den Kursaal des Himmels zieht. Thun wir nicht eben so närrisch, daß wir den Mond zum Zeugen unserer Liebe machen, und von den ewigen Sternen sagen, sie sind ewig, wie unsere Liebe?

Ich habe meine kleine Philosophie aus allerlei kleinen Erfahrungen des Lebens, die eben nicht süß waren, zusammen gebracht. Ich hatte so viel gelernt, das weißt Du, daß man mich die Weise nannte. Ich machte Verse nach alter Weise, mit Assonanzen, Triolets, redete über die alte Musik, zum Erstaunen der jungen

Herrn,

Herrn, von der Poesie des Südens. Ich zog meine Laternchen unter meinem Schahle hervor, und beleuchtete mich, die jungen Herrn, jeder mit seinen Laternchen versehen, beleuchteten sich, bis meiner Mutter Bruder, ein derber, aber gutmüthiger und weiser Mann, mir die femmes savantes mit einer Erklärung vorlas, daß ich mich schämte. Aber ich wehrte mich, bis er mich an zu examiniren fing. Ich sah beschämt und verdrießlich, daß ich hier nur ein Wörtchen, dort eins aufgeschnappt hatte, weiter nichts.

Ich hatte wahrhaftig das Herz nicht, mehr scheinen zu wollen, als ich war. Und, liebe Minna, ich war nicht viel.

Da starb mein Oheim, meine Mutter, und ich mußte Gott danken, daß meine gnädige Tante und Onkel mich in ihrem dürftigen Hause aufnehmen wollten.

Ich zitterte vor ihrer Armuth, ach, die ich nicht kannte, vor ihren Charakteren, die ich von der schlimmsten Seite kannte, und sie nahmen mich gütig auf. Ich lernte bei ihnen, wie wenig das Leben

bedarf. Glaube mir, ich wurde die Freude ihres Hauses, und sag, ist das nicht genug? O mein gütiger, gnädiger Onkel!

Mit diesem allen sucht Deine arme Therese nur eine hübsche Brücke, die wieder zu ihrem abgebrochenen Wo führt.

Es giebt Schicksale — da habe ich mein Brückchen, das Wort Schicksal, auf das wir alle unsere verkehrten Handlungen schieben, die guten schreiben wir alle auf eigene Rechnung.

Da ich also das Puppenspiel in meines Onkels Sozietät, die alle, Gott vergebe es mir, aber wahr ists, wie die Leichen nur vorn geputzt waren, und hinten nur ihre Armuth zur Schau trugen, lauter Don Garzias mit hundert Namen und Ahnen betrachtet und belacht hatte; da mir der einzige Befehl geworden war, mit keinem Bürgerlichen mich einzulassen; da ich aber auch sah, daß das Treiben des reichen Pachters im Ort, des Gerichtsamtmanns, und der Uebrigen — den alten, edlen Pfarrer ausgenommen — ein anderes, eben so albernes Lumpen-

und Puppenspiel war, o da lag das Leben, wozu ich verdammt war, schwer auf meiner Brust. Ich konnte nicht einmal mehr die Püppchen auslachen, die ihre Farzen mit dem Ernst und der Majestät eines Trauerspiels spielten.

Ich ging, so oft ich konnte, durch unser Gärtchen, ein paar Schritte groß, das aber doch statt ein paar Erbsenfelder, die wir wohl nöthig hatten, einen Salon von Latten zusammen geschlagen, ein bowling green, und einen Berg enthielt, mit zwei unbrauchbaren Bänken zur Gartenlust, ich ging auf das Feld dahinter, in ein Birkenwäldchen, und weinte oft, ach oft, bittere Thränen.

So sitze ich einmal da, das Schicksal übersinnend, das mich in diese Marionettenbude verschlagen hatte, und verglich meiner Mutter Haus, das wie ein Grazientempel gegen meines Oheims Haus abstach, und meine Thränen flossen heiß. Ich schluchzte.

Auf einmal steht da vor mir — ein junger Mensch, und sagt theilnehmend: „Ums Himmels willen! Was ist Ihnen?"

„Nichts! in der Welt nichts!"

„Sie weinen, Sie schluchzen!"

„Worüber ich eben so gut hätte lachen können. Ueber nichts! gar nichts! Ich lächelte."

„In der That," sagte er lachend — „so stecken zwei berühmte Philosophen auf einmal in Ihnen, die den Menschen beweinten und verlachten. Und das Letzte ist freilich das Beste, was man thun könnte."

„Die beiden Herren stecken in jedem Menschen: Man lacht über fremdes Unglück, und beweint das eigene."

„Großmüthig ist das nicht."

„Dürfte man über den Menschen lachen oder weinen, wenn er großmüthig wäre?"

„Wahrhaftig, der Mensch steht nicht hoch bei Ihnen."

„Nachdem ich selbst stehe und das Schauspiel des Lebens betrachte. Und es

ist nicht meine Schuld, wenn mein jetziger Standpunkt so possirlich ist?"

„Und so ist Lachen das Gelindeste, was man thun kann."

„Aus dem aber bald Verachtung werden würde, mich dünkt das allerschlimmste, wenn nicht der Mensch auch seine guten Stunden hätte, wo er bis an den Himmel reicht."

„Und darüber hinaus; das meinen Sie?"

„Ueber Leben und Zeit, und so sollte man weder lachen —"

„Warum nicht, nur nicht wie ein boshafter Faun."

„Und nicht weinen, wie ein Heuchler."

„Recht! Denn das Leben ist schön —"

„Wie ein Traum."

„In dem eine schönere Zukunft erscheint."

„Oder eine schönere Vergangenheit. Die Gegenwart ist meistens öde, wie hier die Gegend."

„Beides ist nicht wahr; denn die Gegend hier hat einen bezaubernden Stand-

punkt. Nur muß man Beides suchen und verstehen, um Beide zu lieben."

„Wo?" fragte ich neugierig.

„Zwanzig Schritte von hier. So nahe ist alles. Wir verkennens; das ist unser Fehler."

„Den ich ablegen will. Wo?"

Er führte mich durch das Birkenhölzchen, an den Eingang einer verwachsenen Felsenhöhle.

Ich stutzte. „Der Eingang zum Schönen," sagte er — „ist immer dunkel. Der Aufgang der Sonne ist schön, weil die Nacht vorher geht. Die Hoffnung, weil sie ein Licht im Dunkel des Unglücks ist."

Er beugte die Zweige zurück, faßte lachend meine Hand, und sagte dabei: „Ich führe Sie in mein Eigenthum. Diese Höhle war der Spielplatz meiner Kindheit, die Orakelhöhle meiner Jugend, und ich würde meine Geliebte am liebsten hierher führen, um ihr hier meine Treue zu schwören."

Wir thaten einige Schritte aufwärts in der Dämmerung, dann abwärts; dann wieder lange hinauf, und auf einmal stand ich in der jenseitigen Oeffnung, und hatte vor mir ein Paradies liegen, das mich in Entzücken versetzte.

Der Felsen stieg hier so steil hinab, daß kein Mensch hier hinauf konnte.

„Mein Gott, das ist einer Zauberei ähnlich. Ich bin hier auf dieser Höhe gewesen, und fand nichts —"

„Als Wald, der die Aussicht hindert, Gesträuch und Sumpf. Diese Höhle ist der einzige Punkt, der höchste, von wo diese schöne Aussicht sichtbar ist."

„Und die Niemand kennt?"

„Als ich. Der Name der Höhle, das Teufelsloch, bewacht ihren Eingang. Der Aberglauben hat diesen ganzen Berg mit Gespenstern bevölkert. Wäre ich reich, ich wollte mein Gold hierher bergen, und ich habe auch meinen Reichthum hier." Er holte aus der Höhle ein paar Bücher.

„Sie ist," fuhr er fort — „meine Domäne, mein Königreich. Ich habe es

einer Menge Fledermäuse, die hier ruhig lebte, abgewonnen. Ein paar Eulen habe ich als Kastelane hier wohnen lassen. Mit einem Mauerfalken habe ich sogar Freundschaft geschlossen. Höher kann ein siegender Monarch seine Großmuth nicht treiben."

„Mein Herr Monarch," sagte ich in dem frohen Muthe über die schöne Gegend, und über seine so bescheidene Heiterkeit — „ich werde Ihnen dieses Land streitig machen."

„Ich habe rechtlich Besitz genommen." Er zeigte mir eine Inschrift, die er in den Felsen gehauen hatte, mit seinem Namen: August und zwei Worten Latein. Er zeigte mir die Felsbank, auf der ich gesessen. Sie war von seiner Hand in den Felsen gehauen.

Jetzt erst erblickte ich, daß überall, in kleinen ausgehauenen Vertiefungen, die schönsten Blumen standen, daß über dem Eingange Rosensträuche mit den schönsten Rosen herabnickten.

Er pflückte mir eine halb aufgeblühte Rose.

„Das ist ein Andenken aus einem Zauberlande," sagte ich — „wie einer, der träumend im Himmel gewesen, beim Erwachen eine Blume in seiner Hand findet, die ihm sagt, sein Traum sey wahr. So wird mir es gehen, denn ich muß fort."

„Das ist Schade!" sagte er — „das schönste Schauspiel wollte ich Ihnen erst zeigen: wie die sinkende Sonne die Höhle mit dunklem, glühendem Golde füllt, und dann die untergehende Sonne selbst; dann würden Sie sagen: in der Höhle ist das Paradies, nicht draußen."

Ich sah ihn an. „Ists so schön?" fragte ich.

„Schöner als etwas, was ich je gesehen."

Er nahm nun Blumentöpfe, da ich das Schauspiel erwarten wollte, aus ihren Vertiefungen, trug sie in die Höhle, stellte sie im Kreise an dem Felsen umher, und die Sonne sank tiefer.

„Und, nun!" sagte er mit einer Art von Wehmuth meine Hand ergreifend: „und nun sehen Sie die Verklärung der Natur."

O Minna! Minna! In die dunkle Höhle drangen die dunkelrothen Strahlen der untergehenden Sonne, und die Blumen glänzten alle in den glänzendsten, durchsichtigsten Farben, als wären sie einem überirdischen Boden entsprossen.

Etwas Schöneres werde ich nie wiedersehen, als dieses Dunkel, in dem die goldne Flut schwamm, und über mir die ätherischen Blumen.

Da die Sonne endlich hinab gesunken war, faßte er meine Hand, mich durch das Dunkel zu führen. Er sagte mit leisem Tone: „Warum betrübt mich das Schauspiel allemal? So oft ich es auch sah?"

Ich hatte es ja selbst mit einer stillen, schönen Wehmuth betrachtet.

„Aber diese Wehmuth ist schöner, als die Freude selbst," antwortete ich.

Er führte mich in dem Dunkel auf nnd ab. Dann standen wir am diesseitigen Eingange. Er beugte das Gesträuch aus meinem Wege. Er blieb, da ich mich gegen ihn verbeugte, bescheiden am Eingange stehen. Ich ging eilig hinab. Ich fürchtete meines Oheims Fragen, wo ich gewesen, was ich sonst nicht that; denn man war es gewohnt, daß ich zuweilen noch viel später zurückkam. Mein Arzt hatte mir, erzählte ich, gerathen, ich müßte viel Bewegung haben in freier Luft. Er war so gütig, mich, wenn ich den Kleidern meiner Tante und den Hüten meiner Kusine eine neue Form gab, ihnen Blumen und Federn machte, mich selbst zu erinnern, ich müsse Bewegung haben.

Da ich am Abend spät noch ein Glas frisches Wasser für meine Rose holte, und bei dem süßen Geschäft noch einmal die dunkle Höhle durchlief, erschrak ich über meinen Leichtsinn, mich mit einem so jungen Manne in diese Höhle gewagt zu haben, in der ich seine Gefangene war, so lange er wollte.

Ich hielt meinem Leichtsinne eine lange, derbe Predigt, dem jungen, bescheidenen Monarchen des Teufelslochs eine noch längere Lobrede, beschloß ihn mit allen seinen Wundern zu vergessen, empfahl mich der Obhut des Himmels, träumte von ihm, lachte, da ich die Augen aufschlug, über mich selbst, über meine Predigt, über den jungen Menschen, und ging fest entschlossen hinab, über kein Puppenspiel wieder zu lachen, als über meine eigenen.

Es kam dazu, Minna, es kam dazu.

Daß ich die ersten drei Tage schwur, nicht einmal wieder gegen West zu gehen, wo die Höhle lag, und Wort hielt, versteht sich, daß ich aber gegen Nord, Ost und Süd, daß ich ihn auf jedem meiner Wege erwartete? — Ach Minna, die ganze Besatzung meines Herzens bestand aus Verräthern, der Kommandant selbst taugte nicht. Denn kurz und gut, auf jedem Kreuzwege sagte ich: „Hier könnte er kommen!" Und ehe ich michs versah, war er da, einem Paar Knaben

einen Karren voll Tannenäpfel zur Feuerung den Berg hinauf helfend.

„Das ist das Leben," hob ich sogleich an, um ihm die unruhige Bewegung in meiner Brust zu verbergen — „Berg auf, Berg ab. Ein Glück, wenn man Berg auf einen findet, der ziehen hilft."

„Und fände ich auch keinen, ich möchte doch nicht, daß das Leben immer in der Ebene ginge. Wir machen aus dem Leben, was ein Lustspiel ist, nur ein Trauerspiel. Man könnte über das Meiste, wie Sie sagten, eben so gut lachen als weinen, wenn man Muth hätte."

„Und wie bekömmt man Muth?"

„Wenn man bei Berg auf schon an Berg ab denkt."

„Und wird die Last Berg auf zu schwer?"

„Man wirft die Hälfte leichtsinnig ab. Ich wollte, ich könnte die ernsthafteste Begebenheit meines Lebens wie ein Possenspiel ansehen."

„Sie nähmen dem Leben den einzigen Werth."

„Ich habs probirt. Es geht; wie man über das Leben Herr wird, ist gleich.'

„Ein Bösewicht ists am meisten."

„Der ist des Lebens Sklav."

„Wenn Sie nun arm würden?"

„Ich bins."

„Noch ärmer."

„Ich habe starke Arme, und die Erde gebraucht Tagelöhner; kann ich nur den Rang als eine Lebenslustspiel-Maske betrachten!"

„Und der Tod eines geliebten Menschen?"

„Mit dem Tode spiele ich nicht; aber seine dunkle Höhle hat eine Aussicht nach Morgen, gegen die aufgehende Sonne, wie Meine."

Hier schwiegen wir Beide, und sahen einander in der That theilnehmend an.

„Freilich, im Unglück kann man auf diesen Gedanken kommen. Aber dann hilft es nicht."

„Ich kam im Glück darauf, und da hilfts."

„Der Himmel erhalte Ihnen den guten Muth! Mein Geschlecht gebraucht Geduld.“

„Geduld ist Muth. Geduldig habe ich seit sechs Tagen meine Höhle mit Blumen aufgeschmückt, und wenn die Sonne unterging, so sagte ich freundlich: nun, morgen vielleicht! Ich hatte Ihnen ja die Hälfte meines kleinen Königreichs abgetreten. Es war mir lieb, wenn ich nun bald scheide, zu denken: jetzt sitzt sie, unter den Blumen, vor der schönen Aussicht, und ist — glücklich.“

„Ja, die Gegend war unaussprechlich schön.“

„Kommen Sie meinetwillen nicht: so wollen wir das schöne Reich theilen, wie die Erde nnter Tag und Nacht getheilt ist. Wenn Sie gehen, komme ich. Kommen Sie, so bin ich gegangen.“

„O darum nicht!“ sagte ich einfältig, sein treuherziger, freundlicher Ton verwirrte mich.

„Warum denn? — Sähen Sie das Leben wie ein kurzes Lustspiel an; Sie

wären einmal gekommen. Wir hätten gethan, wie ein paar alte Bekannte, und wahrhaftig, das sind wir ja. Sie hätten in vier Wochen von mir die Höhle, die Aussicht, mein Reich geerbt, und ich — hätte ein schönes Andenken von Ihnen mitgenommen. Ich hätte Ihren Namen nicht gewußt, Sie nicht meinen. Es wäre ein kleines Originallustspiel gewesen."

Er sagte das so lachend, und so unschuldig, daß ich auf einmal zutappte, und sagte: „Wahrhaftig! ich komme morgen, und Sie sollen mir Ihr Reich übergeben."

„Das will ich!" sagte er.

Ich verbeugte mich, denn ich hörte Menschenstimmen, und ich war den Berg hinab.

Die weibliche Bedenklichkeit hinkte nach. Aber ich hatte es so fest versprochen, so fest, und der junge Mensch war so unschuldig freundlich. Es kostete mich eine große Ueberwindung; aber ich ging dennoch den andern Tag mit einem unruhigen Herzpochen, und mit heißen Wangen; aber mit entschlossenem Herzen!

Wars

Wars denn nicht ein kleines Lustspiel? Gewiß nicht mehr als das."

O sehen Sie," sagte er, aus dem Eingange der Höhle hervortretend — „Sie kommen ja!"

„Das heißt, ich hätte nicht kommen müssen?"

„Ich weiß nicht," sagte er erröthend — „was ich sagen soll. Ich zweifelte und wünschte. Ihnen wirds noch übler gegangen seyn. Aber was den Ausschlag gab —"

„War mein Versprechen nur."

„Das wars, worauf ich rechnete. Und nun wollte ich, ich hätte Ihnen für Ihre Güte ein schöneres Reich abzutreten, als eine Höhle. O gewiß! gewiß!"

Er vollendete nicht; sondern führte mich in den Eingang.

Ich fühlte in meiner Brust alle mögliche Widerstrebungen, und dennoch ging ich. Und da ich nun jenseits vor die schöne Aussicht trat; so war wieder alles vergessen über der mächtigen Schönheit.

Ich warf freilich einige Blicke auf die neuen Blumen, womit er die Höhle geschmückt hatte. Ueber dem Sitze, auf dem ich gesessen, standen weiße Rosen, und zwischen den Rosen war in den Felsen das Wort: Sie eingehauen.

Er hatte es doch gesehen, so heimlich ich auch mit meinen Blicken gewesen war, und er sagte — sehr seltsam freimüthig — meinst Du nicht, er hätte schweigen müssen: „Sehen Sie, diese Blumen und dieses Sie machte ich, da ich alle Hoffnung aufgegeben hatte, Sie würden wiederkommen.“

Das Lustspiel fing an lebendig zu werden; aber ich blieb fest.

Wir redeten nun von der Aussicht. Er erzählte mir nun, wie er als ein Knabe die Höhle entdeckt, wie er vor ihrem Anblicke gezittert, und dennoch keinen andern Wunsch gehabt hätte, als hinein zu dringen, und wie er endlich unter Schauern hinein gedrungen, bis er ihre geheimsten Gänge, jeden Felsen im Wege gekannt hätte, um sich zu finden.

„Ich habe,“ setzte er ernst hinzu — „ihr recht viel zu danken. Hierher trug ich meine Schulbücher, oft mein Abendbrodt, und lernte.“

Er wurde während des Erzählens immer weicher. Ich mußte ihn anhalten, denn auch ich wurde erweicht.

„Sie fangen an, aus unserm Lustspiele ein Trauerspiel zu machen!“ sagte ich lachend.

„Nein,“ sagte er — „es war ein Spiel der feinsten, heiligsten Lust.“

„Als Jüngling,“ fuhr er heiterer fort — „denn ich war allein im Ort, war die Höhle mein Wohnort, oft Wochen lang mein Allerheiligstes eines Göttertempels, meine Orakelhöhle, mein Helikon, auf dem mich die sternenvolle Nacht, die Einsamkeit, die lautlose Ruhe zur Musik und zur Dichtkunst begeisterte. Hier zeichnete ich, wie mein eigenes Schicksal, den Plan, den kleinen Plan meines Lebens, und ich bitte noch jetzt den Himmel, er wolle nicht einen Zug an dieser Zeichnung verändern. Selbst im Winter — er zündete eine Kien-

fackel an, und führte mich in das Innere der weiten Höhle — hier war meine Schlafstätte, von Heu und Blättern, im Sommer oft mit Rosenblättern bestreut. Hier war mein Kamin, mich zu erwärmen. Hier der kleine Opferaltar, wo ich den guten Genien des Lebens oft ein kleines Feuer anzündete. O ich war hier sehr glücklich, sehr!"

Minna, Minna! wein Herz schlug gar sehr.

„Im siebenzehnten Jahre verließ ich meine Höhle, um auf eine Schule zu gehen. Ach, wenn ich zurückkam, so war mein erster Gang hierher in meine geliebte Einsamkeit. Und nun, nun — es war ein Glück, daß er seine Fackel in der Hand hatte; denn sein Nun klang wie ein Uebergang auf etwas Höheres — und nun — nun — da ich wieder, und wer weiß, auf wie lange ich diese theure Erzieherin meiner Kindheit verlassen muß — nun — nun o nun ist mir die Höhle zu etwas Höherem geworden."

Er wendete das Gesicht, das in dem rothen Licht der Fackel strahlte, auf mich. „Sie gab mir sie! Sie! — Aber lassen Sie uns wieder ans Licht treten!“ setzte er schnell hinzu.

Er ging mit seiner Fackel voran, und mir wars, als wäre er Orpheus, und ich Euridize; als führte er mich aus dem dunkeln, freudenlosen Orkus an das helle Licht des Tages und der Liebe. O Minna, Minna!

Wir setzten uns schweigend auf den Felsen, denn die Sonne fing an tiefer zu sinken. Wir sprachen lange nicht ein Wort.

Endlich, da die Sonne fast auf dem Horizonte stand, hob er wieder an. Schnell sagte ich, denn ich scheute den weichen Ton seiner Stimme: „Ich meinte, Sie machten sogar aus dem Schmerze ein Lust- und Freudenspiel, und unsere Bekanntschaft hat ohnehin einen so drolligen Anfang, daß er zu nichts anderem paßt, als zu einem Lustspiel.“

Er sah mich eine Zeit lang mißtrauisch, dann auf einmal hell an, und fragte: „Mißtrauen ist das nicht.“

„Nein,“ sagte ich ehrlich — „aber hier neben Ihnen, allein mit Ihnen, und so ganz seltsam allein, habe ich doch wohl das Recht, mich nicht in eine Begeisterung verwickeln zu lassen, in eine Empfindung, die schön seyn mag, nur hier nicht.“

„Nein, warlich das will ich nicht, und müßte ich an diesem vergebenen Wunsche sterben. Und doch können wir uns wieder nicht sagen, was tausend andere sich sagen. Sie sind eine Gestalt aus dem schönsten Traum meines Lebens. Sehen Sie so geistig wie ein Traum, möchte ich mir Ihr Andenken erhalten. Ich kann zittern, Jemand möchte mir Ihren Namen nennen.“

„Ja Du mein Himmel, wie einen schönen Traum lassen Sie es uns nehmen, der kommt ätherisch, wie Ihre Blumen im Sonnenroth, und dann verschwindet er auf immer.“

„Auf immer?" sagte er bestürzt. „O möchten Sie das?" Ich erröthete. Eine Antwort war nicht möglich. „Nein!" fuhr er sanft fort, zwei herab hängende Rosenzweige um einander flechtend, und wie nicht zu mir — „nein, o nein, verschwunden sollst Du mir nie seyn, Du schöner Traum! Und wenn ich Dich nie wiedersähe, nicht lebend, nicht im Traume, so will ich jedes Jahr an dem heutigen Tage hierher gehen, diesen Sitz betrachten, und sagen: o mußte ein Traum schöner seyn, als das Leben!"

„Ich gehe nun," fuhr er fort, da ich nichts sagte — „ich gehe morgen von hier."

„Morgen?" rief ich lebendig, und dann wieder niedersehend.

„Morgen! Und warum soll ich schweigen? Ein Scheidender kann reden wie ein Sterbender."

„Sie müssen schweigen."

„Muß ich? Darf ich mirs erklären, daß ich schweigen muß, warum ich schweigen muß?"

„Mein Freund," sagte ich doch bewegt — „ich kenne keinen Menschen auf der Erde, von dem ich mich ungerner trenne, als Sie."

„So will ich schweigen; aber es könnte seyn, daß in einem schweren Traume des Lebens Ihnen der Muth eines entschlossenen Mannes nöthig wäre, der lieber sich versinken ließe, als Sie — wäre es dennoch nicht gut, wenn wir mit unsern Namen einen Augenblick ins Leben hervortreten."

„Es wäre nicht gut!"

Denn Minna, ich wußte, er war nicht von meinem Stande, sonst hätte ich ihn nennen hören.

„Wenn aber — o geben Sie mir einen Theil an Ihrem Leben."

„Ich bleibe hier, und —"

„Und wenn Sie das Oertchen verließen?"

„So finden Sie Nachricht hier in der Höhle, wo ich bin, und dann meinen Namen."

Er bückte sich, und da er sich wieder erhob, schimmerten Thränen in seinen Augen. Dann sagte er mit erlöschender Stimme: „Und bleibst Du ewig eine Traumgestalt, so übergebe ich Dir dennoch alles, alles, was mein ist, auf immer!“

„Diese Höhle?“ sagte ich kopflos.

„Mehr als diese Höhle!“ antwortete er schonend.

„Ihre Blumen?“. Wahrhaftig, Minna, ich wußte nicht, was ich sagte.

„Mehr! o mehr! Meine —“ er hatte das Wort auf den Lippen, und in der Betäubung meiner Gedanken vor der kommenden Minute, beschleunige ich sie, und sage: „Ihren Sonnenuntergang?‘,

„Alles!“ sagte er großmüthig.

Es war, als ob ich jetzt erst erwachte. Ich glaube, Minna, in dem Augenblicke der Liebeserklärung eines Mannes, den man liebt — denn in der That, ich liebte ihn — ist jedes Mädchen kopflos. Mein Wille war, mich von ihm loszumachen, wie es seyn mußte; aber in diesem

gefährlichen Augenblicke hielt ich des Schicksals diamantne Scheidewände für Luft, die mein Athem durchbort.

Ich sah ihn mit Augen an, in denen gewiß die Liebe strahlte, und sagte: „Ich nehme von Ihnen alles, und gebe Ihnen das Wort, daß diese schöne Stunde nicht aus meinem Herzen kommen soll.“

Er zitterte, er führte mich mit bebender Hand in die Höhle, zeigre mir bei einem kleinen Feuer eine Oeffnung im Felsen, wo Tinte, Feder und Papier lag.

„Hier finde ich, was Sie nöthig haben, mir zu sagen.“

Im Eingange zeigte er mir ein Feuerzeug, ein Bündel Kienstäbe und Licht.

„So lebe wohl!“ sagte er auf einmal, die Arme in die Höhle ausstreckend, von dem letzten Strahl der Sonne geröthet. „Und Du! O wie nenne ich Dich!“ fuhr er gegen mich fort, seine Arme um meine Schultern sanft legend, und das Mädchen, die weise Therese, sank an des Mannes Brust.

Ich sah ihn dann, mich besinnend und recht sehr erröthend, noch den Berg hinabfliegen. Ich ging wieder durch die Höhle, sah weinend die Sonne hinabgehen, und ging — doch wahrhaftig die Verlobte eines Mannes, den ich nicht nennen konnte — zu meinem Oheim, den ich zu meinem großen Schrecken mit Hugo in einem heftigen Streite über Mißheirathen fand.

Die arme Sünderin schlich sich in aller Stille auf ihr Schlafkämmerchen, wo ich kämpfend mit der Liebe, mit den Vorurtheilen meines Standes bald siegte, bald besiegt wurde.

Ich empfahl die ganze Sache, für die das arme Mädchen doch wenig konnte, und den Ausgang der Sache, dem Himmel.

Was ich nie wollte, Minna, Du weißt, wie oft ich mich dagegen wehrte, ist geschehen. Ich bin in eine räthselhafte Ungewißheit verwickelt. Ich bin meiner nicht gewiß. Ich gehe in unsichtbaren Gespensterketten, die ich in dieser Minute zerriß, wie Spinnewebe, und in jener

sind sie unzerreißbar, als hätte die Hand des Geschicks sie aus Diamanten geschmiedet.

In den ersten acht Tagen ging ich um meiner Schicksalshöhle weg, als wäre sie der Aufenthalt von Drachen.

„Ha!" rief ich endlich voll Muth und mit leichter Brust — „so will ich doch, wie er, ein lustiges Spiel daraus machen, und das kann ich ja. Es ist ja nur ein Traum, den Niemand kennt, als ich!" Und so schloß ich einen ewigen Frieden mit meinem Innern, mit dem Geschick, mit ihm, mit der ganzen Welt, und noch den Tag nahm ich Besitz von meinem Erb und Gut der Höhle.

Ich zündete ein Licht an, durchging sie von einem Ende zum andern. Ich fand ein paar Bücher, griechische gewiß, denn ich kannte die Buchstaben nicht, ein paar Papiere, die ich mit auf die Blumenbank nahm, um sie zu lesen. Es waren abgerissene Gedanken, kleine Gedichte, ein Brief an den Abendstern, über den künftigen Freund, und die künftige Geliebte.

Das alles gab dem Spiele, wozu ich die Begebenheit machen wollte, recht süße und große Minuten.

Ich lernte seine Welt aus diesen Papieren recht kennen, und in dieser Welt wurde mir selbst die Liebe, meine, seine, unsere Trennung, ein süßes Spiel. Er hat sich hinter jenem Baume versteckt, weiter ists nichts. Ehe ich michs versehe, wird er: Hum! rufen, und ich laufe in seine Arme, wie zwei Kinder, die sich suchen.

Ich ging früh Morgens mit meiner Arbeit für die Tante, und Viktorien in die Höhle, las bald ein Blatt von seiner Hand, nähete dann wieder, sann über meine Zukunft, über die Denkungsart meiner Verwandten, und aus allem, aus den Papieren, welche die Träume einer schönen Seele enthielten, und aus der Vorstellung des Hasses meiner Verwandten, quoll der reine, süße Lebenssaft der Liebe in mein Herz; wie der reine Quell aus der schmuzigen Erde geläutert hervorspringt. Ich ließ den kleinen Bach

meines Lebens ruhig dahin rinnen, und sah in ferne Gegenden, und einen unbekannten Mann in Engelsgestalt zu mir herüberschauen, und das Lüftchen, das in den überhängenden Rosenzweigen sich kräuselte, fragte mich: „Bist Du noch treu?"

„Ich bins!" antworte ich ruhig und hell aufsehend.

So hatte ich den Herbst und den Winter zugebracht, und eine Sicherheit meines Glücks besänftigte sogar meine Wünsche.

Der Frühling kam. Der Tag, da er wiederkommen und seine Höhle besuchen wollte, war in einigen Monaten.

„O!" rief ich — „ist denn nicht der Winter der Bürge des Frühlings, die Nacht des Morgens? Ist denn nicht auch das dunkle Jetzt der Bürge des hellen Künftig? Da kam die Erbschaft. Wir mußten fort.

Den Tag vor unserer Abreise ging ich vor Sonnenaufgange in die Höhle. Ich nahm das Tintenfaß, die Tinte war trocken. Ich streiste die Thautropfen von

seinen Blumen in das Gefäß, und Thränen aus meinen Augen mischten sich mit dem Thaue. Dann schrieb ich: Sie an ihn. Ich verlasse Treutlingen. Ich gehe mit dem Herrn von Welfenstein nach seinem Gute in Welfenstein. Sollte ein Zufall, aber ich wüßte nicht welcher, machen, daß ich Welfenstein verlassen müßte, so weiß das Fräulein Amelie von Wahlen hier meinen Aufenthalt. — —

Ich mache aus dem Leben ein schönes Spiel, wo Träume die dunkeln Blumen des Lebens mit ätherischem Glanze verklären, wie in unserer Höhle. Es gab eine Frau, sie hieß Eponine, die sieben oder noch mehr Jahre unter der Erde lebte. Ich zitterte, da ich es las; o mein Freund, die schönsten Stunden dieses Jahres habe ich in der Höhle verlebt. Ich habe Sie oft gegrüßt, wennn die Sonne untergehend meine und Ihre Blumen in Edelgesteine verwandelte, und die Höhle in ein schwebendes Meer von Rosen. Die Tinte, mit der ich diese Worte schreibe, haben meine

Thränen und der Morgenthau von Ihren Blumen angefrischt.

Ich denke oft, daß auch erst meine untergehende Sonne die Blüthen meiner Freude bestrahlen wird; dann wäre ein Traum schöner, als das Leben. O leben Sie wohl, mein Freund. Leben Sie recht wohl! Ich bin ruhig.

Mit heißen Thränen, die süß waren, wie der schuldlose Schmerz, legte ich diesen Zettel auf seine Papiere. Ich pflückte ein kleines Rosenknöspchen von einem Stocke, schrieb mit Kohle an den Felsen: Leb wohl! und ging nun hinab.

Wir machten nun die übrigen Abschiedsvisiten, steif, kalt, förmlich.

Amelie, die einzige, die ich liebte, fiel mit Schluchzen mir heimlich um den Hals, und fragte: „O was werde ich nun leiden?“

Wir packten, erhielten noch Abschiedskarten. Mein Onkel betrachtete diese Karten mit mitleidigen Blicken. „Wer weiß,“ sagte er — „ob ich so glücklich dort seyn werde, als hier; denn die

Armuth

Armuth hielt uns zusammen. Wer weiß?'
Hugo lachte. Ich holte einen tiefen Seufzer. Der Onkel umarmte mich dafür. Das that mir noch weher.

Am andern Morgen saßen wir im Wagen, und nach einigen Tagen kamen wir in Welfenstein an.

Therese an Minna.

Welfenstein.

Es versteht sich von selbst, Minna, daß wir in Welfenstein von einem Haufen halb betrunkener Bauern mit Schüssen, mit einigen Dissonanzen der Stadtpfeifer, einem Herr Gott dich loben wir, der Schule, den Bauermädchen, die uns Blumen streuten, und dem ganzen Glockengeläute empfangen wurden. Hugo trieb über alles seinen Spott; und ich wollte wetten, und sagte es, Niemand im Wagen blähte sich mehr auf, als er, nur innerlich. Und doch, obwohl mir das Einzelne wirklich lächerlich war;

denn die Mädchen streuten die Blumen so auf einen Takt, als mäheten sie Korn, und schämten sich dabei so herzlich, wie jedes unverdorbene Mädchen, das eine öffentliche Rolle spielen muß, doch blähte ich mich ein wenig auf, und das Vivatgeschrei, das mit dem Puf! Puf! der Flinten, dem Schmettern der Trompeten und Pauken, dem Tedeum und dem Glockengeläute zusammen schwirrte, hatte dennoch etwas Rührendes, das uns alle ergriff, nur nicht Hugo.

Wir verbeugten uns rechts und links; die Töne bestürmten immer mehr mein Herz, bis ich in helle Thränen ausbrach. Ich dankte dem Himmel, da wir endlich vor dem Hause hielten, über dessen Thüre die drei gekrönten Wölfe hingen. An der Thüre empfingen uns die Beamten des Schlosses. Sieh, da hast Du den Oheim, obgleich es mir wehe thut. Von alle dem Weihrauch benebelt, sagte er: „Fehlt denn der Kapitain von Welfenstein?" Und da hast Du mit Einem Zuge

den Heuchler Hugo. „Der Kapitain?“ sagte ich. „Was sollte der hier?“

„O,“ sagte Hugo — „er könnte wohl hier seyn, wir sind die ältere Linie.“

Ich wendete mich verachtend von ihm.

Wir traten auf den Saal. Hier hingen die Familienportraits.

Der Onkel nannte uns die Namen.

„Der, sagt man, sey der erste Welf!“ fuhr er begeistert fort.

„Schade,“ sagte Hugo — „daß er keine Krone trägt, wie die über der Hausthüre.“

Mitten in der Begeisterung sagte der Onkel: „Das ist meine Mutter. O meine Mutter!“ fuhr er fort. Er verließ den Saal. Ich folgte ihm durch ein paar Zimmer, und sah ihn durch eine Glasthüre vor einem Bett knieen: ich hörte nachher, es war seiner Mutter Schlafzimmer gewesen. Hugo, da hast Du den, stand allein im Saal, da ich zurückkam, blähte sich vor dem Spiegel, und sagte: „Kusinchen, das Wort Herr

hier! allein Herr hier! wenn es ein solches Gut bedeutet, ist ein großes Wort!"

„Das Wort Mensch bedeutet dennoch mehr, wie Wasser edler ist, als Gold."

„Und ich will hier Herr seyn!" fuhr er fort — „auch über Sie, schöne Kusine, Herr!"

O sieh, wie frech.

Ich lächelte, verbeugte mich sehr tief, wie vor einem Fürsten, und ließ ihn stehen.

„Nun zu dem guten Kapitain?" rief der Oheim, da er zurückkam.

„Sie?" sagte Hugo spöttisch. „Ich dächte —"

„Wenn Du ihn kenntest, Hugo —"

„Ich werde ihn ja sehen."

Ich freute mich auf die Bekanntschaft, liebe Minna; denn alles, was ich von ihm gehört hatte, machte mich neugierig.

Wir fuhren, obgleich es nur zehn Schritte waren.

Wir trafen den Kapitain unter einer Halle vor dem Hause, in einem Armstuhle, den einen Fuß auf einem Stuhle ru-

hend. Er streckte meinem Oheim die offnen Arme entgegen, und sagte bewegt: „Wie nahe geht es mir heute, daß ich Dich nicht an der Thüre Deines Hauses empfangen konnte, um die Thränen zu sehen, die Du vergossen hast, da Du Deiner Eltern Haus wiedersahest, das Haus, das Deine ersten Thränen, Dein erstes Lächeln sah!“

„O wie viel besser bist Du, als ich!“ rief mein Oheim, und legte sich an des Kapitains Brust.

„Marie, ruf doch die Mutter!“

Ein junges Mädchen, das ihm vorgelesen hatte, legte jetzt das Buch auf den Tisch, und ging hinaus.

Die Frau von Welfenstein kam mit zwei Mädchen zurück.

„Das ist meine Frau, Kornet!“ sagte der Kapitain.

„Geheimerath jetzt, lieber Kapitain!“

Mein Oheim hatte den Titel gekauft, ehe er hierher ging.

„Potz, das heißt avanzirt! Meine Frau also, und meine beiden Töchter, lie-

der Vetter Geheimerath! Marie Die! Die Jukunde!"

„O liebes Fräulein Marie!" sagte ich zu dem lieblichen Mädchen.

Aengstlich antwortete sie: „Fräulein nicht. O nein, nur nicht Fräulein!"

„Ich liebe den Titel eben so wenig; also liebe Marie, und ich Therese!"

Meine Tante und Viktorie machten Jukunden zärtliche Liebkosungen und gingen Marien kalt vorüber. Ich merkte etwas unheimisches. Was wars?

Der Kapitain runzelte die Stirn.

„Und Reinhold?" rief mein Oheim. „Er kommt bald, sagst Du?"

„Sehr bald!"

Seine Augen leuchteten. „Du hast ihn nicht gesehen, seit seiner Kindheit nicht. In der langen Linie Deiner Vorfahren, Vetter, und reichten Sie, wie Du sagst, bis an den Ursprung des Hauses Este, ist nicht einer so edel, als Reinhold, und trügen sie alle Krone und Zepter, und er einen Schäferstab, so wär er dennoch der Edelste. Frag meine

Frau, frag die beiden Mädchen da. Wie heißt die Stelle von Rinaldo aus dem Tasso, Marie? Sag sie uns."

Das liebliche Mädchen erröthete, öffnete zweimal die schönsten Rosenknospen ihrer Lippen, ehe sie anfing. Dann sagte sie einige italiänische Verse, ihre Stimme war harmonischer, als die Verse. Ich verstand wenig Worte davon. Meine Verwandten sahen lächelnd dazu, als verständen sie alles.

„Ja, wer italiänisch verstände, Herr Kapitain!" sagte ich.

„So sag sie deutsch, Marie!"

Sie sagte sie noch dunkler erröthend. Ich behielt nur die zwei letzten Zeilen:

Im goldnen Helm scheint er, der Gott der Schlachten,
Und ohne Helm Zytherens schöner Sohn.

Viktorie sagte leise zu mir, und seufzend: „Ach, wie unglücklich ist doch der Arme."

Nun erhob der Kapitain seine Stimme und hielt dem abwesenden Reinhold eine Lobrede, in der ein hohes Bild das andere jagte, und das liebliche Mädchen sah gerade dazu, als wären ihr alle diese Figuren noch nicht genug, als lägen in ihrer Brust voll Liebe noch höhere.

„Nun, Hugo!" so endigte der Kapitain seine Rede.

„Freilich," sagte Hugo — „lieber Herr Kapitain, bin ich kein Reinhold, und die ärmste Sprache auf der Erde hat Worte genug, mich zu loben; aber an einem hoffe ich meinem Bruder es zuvor zu thun: in der Liebe gegen meinen Vater. Er war Ihr Sohn. Sie adoptirten ihn, erzählten mir meine Eltern. Ich habe ihn nie beneidet, nie! Aber so lasse er mir mein kleines Erbtheil unbeneidet, die Liebe meiner Eltern."

Der Kapitain machte ein paar Augen, tellerrund und groß; denn der habsüchtige Hugo legte auf das Wort: adoptirt! zehn Accente, die so scharf und spitz waren, wie Dolche.

„Männchen, wie meinst Du das?“ rief der Kapitain sichtlich mißtrauisch.

„Nichts, lieber Herr Kapitain, was Sie beunruhigen könnte. Reinhold ist an Tugenden und Talenten so reich, daß ich ein Bettler gegen ihn wäre, und wäre ich der einzige Erbe meines Vaters. Sehen Sie, er wird mich verachten, wenn ich ihm sage, daß ich ihn liebe!“

Was? einziger Erbe? Was? Worauf spielst Du an? Was für ein Ungeheuer wird da geboren, oder kannst Du Niemand loben hören, Hugo, oder — der Geiz wird doch in einer so jungen Brust nicht nisten! Was meinst Du dazu, Vetter Geheimerath?“

Der Geheimerath, der schon längst meinte, Reinhold würde von dem Kapitain erben, machte, wie er nun reich wurde, er alle seine Plane zum Steigen, alle für Hugo, den er kannte und liebte. Für Reinhold, den er nicht kannte und nicht liebte, machte er nicht Einen. Der Geheimerath antwortete also dem Kapi-

tain allerlei durch einander, was so viel, wie nichts war.

Der Kapitain wurde ungeduldig, er wollte sogar mit seinem Fuße von dem Stuhle herab.

„O seyd still!" rief er auf einmal. „Marie, wo blieben wir stehen im Lear? Gerade da fang wieder an! Hör zu, Hugo. Du sollst einen Bruder von dem andern sprechrn hören. Lies, Marie, wo Edgar abgeht. Da lies."

Seine Frau wollte einfallen. „Malchen, liebes Malchen!" rief er — „laß Du mich. Heucheln lerne ich nicht. Lies."

Das liebliche Mädchen schlug die schönen Augen tief nieder und las englisch sechs Verse.

„Na!" sagte der Kapitain nachdrücklich — „na, Hugo! wirkts?"

Da hatte ich die Bosheit zu sagen: „Ja, liebe Zeit, wer englisch verstände."

„Nicht, versteht er nicht englisch, so will ich es ihm deutsch sagen: Ein leichtgläubiger Vater, sagt der Brnder, ein ed,

ler Bruder, in dessen Herzen nicht ein Tropfen Böses, in dessen Brust kein Argwohn wohnt, werden mein grausames Spiel, das ich vorhabe, leicht machen. Ich habe meinen Plan gemacht. Gab mir die Geburt die Güter meines Vaters nicht allein, so soll mein Verstand sie mir geben. Alle Mittel sind mir gleich! Sieh, Hugo! Das sagt ein Bruder von dem Andern."

„O lieber Herr Kapitain," rief Hugo — „Sie verkennen mein Herz, wenn Sie das von mir glauben. Er fiel nun dem Kapitain so schmeichlerisch an die Brust, redete so empfindsam, daß der Kapitain sagte: „So muß nicht ein Welfenstein allein denken, sondern ein jeder Mensch. He da, Vetter. Gieb doch meinem Joachim die Hand. Denn der war der erste Lehrer Deines Reinholds, und er liebte ihn, als seinen Vater."

Der alte Bediente, ein wenig steif, wie ein Soldat im Gliede, reichte dem Geheimerath die Hand sehr ehrerbietig.

Der Geheimerath sah aus, als wollte er niesen, ein wenig einfältig, und dazu sagte der Kapitain noch: „Sie nennen sich Beide Du!“ Der alte Bediente bückte sich.

Das war die erste Visite, ich ließ mein Herz da.

„Wer war denn die Marie?“ fragte ich Viktorien.

„Die Tochter des armseligsten Bettlers, die der Kapitain wie eine Prinzessin hat erziehen lassen, und er wird wohl gar verlangen, wir sollen mit ihr umgehen. Mit nichten, Herr Kapitain!“

„Viktorie, laß Dir von Deinem kleinen Hochmuthe nichts merken, sonst läßt er Dir eine Stelle französisch von der Bettlerin vorlesen; denn wie es scheint, versteht Marie alle Sprachen, wie der König Mithridat. Du kannst zum Mindesten italiänisch oder Englisch von ihr lernen.“

Das ergriff sie mit Feuer. Sieh, Minna, so hatte ich mir den Umgang mit diesem Hause leicht gemacht. Die ganze Familie, von dem Kapitain bis auf den Bedienten, der das Fräulein Jukunde Du nennt, gefällt mir. Der Kapitain hat ehrliche aber scharfe Augen. Er sah Hugo's Plan, über den er brütet, wie ein Hahn über seinem Ei, und der Basilisk wird auch wohl noch kommen.

Sieh, wie mir nun auf einmal ein Gespenst aus der Zukunft entgegen seufzt. So könnte es ja wohl besser gewesen seyn, wenn wir in Treutlingen geblieben wären, wo wir ein sehr unschuldiges Puppenspiel spielten. Das hier könnte doch leicht zu einem Spiele voll Schuld, zu einem Trauerspiele werden. Ich sah heute Hugo darauf an, und wahrhaftig, es kam mir vor, als säh ich den verhängnißvollen Hahn auf seinen Zaubereiern den Basilisken ausbrüten. Morgen gehts in die Nachbarschaft! Adieu!

Therese an Minna.

Welfenstein.

Ich komme entzückt von Lauingen zurück, wo wir bei der Generalin von Behrend waren. Es ist eine schöne Frau von einigen dreißig Jahren, die neben ihrer Tochter, die ein Engel ist, dennoch nur wie ihre ältere Schwester erscheint.

Nach fünf Minuten hatte selbst der Oheim die Hälfte seiner steif vornehmen Förmlichkeit verloren.

Viktorie war so entzückt, daß sie der Generalin die Hände unaufhörlich küßte; und ihre Tochter Elise? Denke Dir die schlankste, gewandteste Nymphe, von allen Grazien umflattert, mit der ganzen feinen Freimüthigkeit der großen Welt, und mit der ganzen demüthigen Unschuld eines bescheidenen Landmädchens. Die Art des Umgangs zwischen Mutter und Tochter hat eine Anmuth ohne Gleichen. Das ganze sowohl mütterliche als kindliche Vertrauen, in der schönsten Har-

monie voll unendlicher Liebe, knüpft sie Beide innig und doch so leise an einander, daß Jedes seine Freiheit erhalten hat. In manchem Augenblicke würdest Du sagen, sie hätten sich eben erst gesehen, so schonend fremd ist ihr Benehmen gegen einander.

Die Generalin ist sehr reich, und seit einem Jahre Wittwe; aber Du siehst in ihrem Hause nicht die kleinste Spur des Prunks, sondern überall, wohin Dein Auge fällt, die einfache Schönheit.

Es war nur ein Besuch auf eine Stunde; aber wir ließen unsere Herzen da. Am andern Morgen war die Generalin und Elise mit ihrer Arbeit — denn beide Häuser liegen einen Büchsenschuß aus einander — bei uns.

Die Rede kam auf den Kapitain. Die Generalin lächelte, und sagte: „Sie werden sich wundern, daß der Kapitain und wir uns selten sehen. Des Kapitains Freundschaft ist ein unschätzbares Gut. Er bringt der Freundschaft alle Opfer; aber er verlangt sie auch alle, alle! Auch

die unmöglichen! Der Himmel gebe mir einen Freund, wie der Kapitain, im Unglück; im Glück erträgt eine Frau selten die Wahrheit der Freundschaft.

Sie sprach von seiner Frau mit Achtung, von seinen Töchtern sagte sie mit Rührung: sie paßten in eine bessere Welt, als diese, mit dem stillen Reiz ihrer Unschuld, und mit ihrem arglosen Vertrauen gegen alle, auch böse Menschen.

Das sollte wohl Tadel seyn; aber der Tadel wurde auf ihren Lippen und auf ihren freundlich bewegten Lippen zu dem schönsten Lob.

„Es hat mir Mühe gekostet in der Welt, fremden Grundsätzen, einer andern Sinnesart," fuhr sie liebreizend lächelnd fort — „andern Sitten das Recht zuzugestehen, so gut dazu seyn und zu gelten, als meine eigenen Grundsätze, und hat Jemand das Recht, auf seinen Grundsätzen zu bestehen, so hats der Kapitain; und besteht er zu rauh darauf, so wird ihm das Opfer der Einsamkeit, womit man den Sonderling büßen muß, leicht. Ich

fühlte,

fühlte, ich konnte der Menschen nicht entbehren. Ich sah nach, weil ich Nachsicht bedurfte."

Thränen standen bei diesen Worten in ihren glänzenden, schönen Augen. Nein, ich konnte mich nicht enthalten, ich warf mich liebend an ihre Brust.

Es war eben, da wir in den Garten gehen wollten.

„Ach, liebe Therese," sagte sie leiser — „Sie wissen nicht, obs nicht Thränen der Reue waren. Glauben Sie mir, mit einem Manne, wie der Kapitain hat man fast immer Unrecht, so edelmüthig ist er."

„Nur Sie nicht."

„Ich vielleicht mehr wie jede Andere. Denn sein fleckenloser Charakter zog mein Herz mehr an als jedes andere, und dann — denn man kann sehr eitel seyn — stieß ich seins härter ab."

„Und Sie hatten Recht."

„Meinen Sie?" fragte sie, mir die erhitzte Wange streichelnd.

Ich und Viktorie gingen den Nachmittag wieder nach Lauingen.

Wir drei Mädchen gingen ein paar Stunden allein. Wir redeten von Reinhold, wie neugierig wir wären, den Heros zu sehen, der wie ein Gott durch das Leben ginge, und dem das Leben ein Spiel wäre. Wir erzählten alles, was Marie von ihm erzählt hatte, was die Mutter, was in seiner edlen Begeisterung der Kapitain.

„Freilich," sagte Elise — „aus den Händen des Kapitains kann wohl nichts als ein edler Mann kommen. Aber er ist sein Vater, Marie vielleicht noch mehr. Wir werden ja sehen, wenn er da ist. Das Seltene ist selten, glaubt mir, lieben Mädchen. Ein edler Stein ist uns, was glänzt, und er ist nur ein Kiesel."

Wir erzählten ihr, was Marie aus dem Tasso gelesen hatte.

Das wollten wir lesen, und so drangen wir in der Mutter Kabinet.

Elise riß ein Buch aus dem Schranke, und erzählte ihrer Mutter, während

sie suchte, unser Gespräch. Sie fand die Stelle, und las sie italiänisch, mit einer Musik in dem Fall der Verse, und doch kam mirs vor, die Musik gehöre mehr dem Dichter und der Kunst, als Elisen. Marie hatte die Verse nicht so schön, und doch schöner gelesen.

„Nun Mütterchen: Er Rinaldo, und Reinhold er! Was sagst Du? Man muß viel seyn, um eine solche Stanze zu verdienen."

Die Mutter lächelte, und sagte: „So mußte Rinaldo wohl wenig, sehr wenig seyn, um diesen Vorwurf von seinem Freunde zu verdienen." Sie sagte ein paar italiänische Verse, die den Sinn hatten: Dir, Rinaldo, gilt ja mehr als Ruhm vor Gott und Vaterland, das Lächeln einer Dirne. „Er war Rinaldo, und das Reinhold; möchtest Du wohl, Elise, daß ein Mann, so ganz vollkommen, so das Muster der Männer, Dich liebte, Dich mit einem großen und hundert kleinen Fehlern?"

„Mütterchen, das höre ich zum erstenmale; welches ist mein größter Fehler? —"

„Ein Mädchen seyn.'

„Ach! die hundert andern kenne ich."

„Von der Eigenliebe ausgeschmückt. Seht da, Kinder, — sie zeigte uns eine schöne Magdalene — das war eine Heilige, und schöner erscheint sie uns als Reuende. Vor das Bild solltet Ihr oft treten."

„Sie standen gewiß nie vor dem Bilde, Frau Generalin, als um seine Schönheit zu bewundern."

„Ach Kind," sagte sie mit einer Art von Leidenschaftlichkeit — „die Heilige kennt Keiner so als ich!" Und nun, ohne abzubrechen, fuhr sie ernst fort: „Freilich, ein sehr edler Mann war der Erzieher seiner ersten Jahre. Ein Schwärmer — ich wollte, ich hätte ein recht passendes Wort für den Charakter, das nicht zu viel, nicht zu wenig sagte: ein Prophet, ein Träumer, ein Seher, ein Dichter auch, und was das Seltsamste ist, wenn

nicht das Schlimmste; er war das alles in der großen Welt, die sonst nur Heuchler macht, geworden, — ein Herrnhuter, der zu gleicher Zeit ein kalter Philosoph war, der den Menschen haßte, obgleich er ihn zu lieben glaubte, nahm Euren edlen Heroen, den kleinen Reinhold, mit sich, in eine Menschenöde Einsamkeit, glaube ich, und erzog ihn mit Träumen, mit Orakelsprüchen, im Dunkel erhabener Empfindungen; unschuldig, will ich hoffen, edel sogar, ob menschlich, das wird die Zeit lehren, wenn sie ihn auf die Probe nimmt. Es wird sich zeigen."

„Ach, Mütterchen," rief Elise in die Hände klatschend — „Sie glauben nicht, wie neugierig ich nach Ihrer Beschreibung seines Lehrers auf seine Bekanntschaft geworden bin."

„Freilich, Kind! Nur muß man mit einem Schwärmer behutsam umgehen. Denn sie allein müssen ihren Charakter halten, und müßte ein Herz, auch das unschuldigste, darüber brechen. Merke Dir das!"

Sie sagte es so ernst, daß wir alle still wurden. Aber da wir wieder allein waren, schworen wir doch alle drei, daß es nicht übel wäre, wenn ein Liebhaber so eine Art von Schwärmer sey, so ein unschuldiger Schwärmer, welcher der Liebe eine Ewigkeit zutraute, und seiner Treue auch.

„Und wäre auch alles das," setzte Elise leise, lächelnd und klug hinzu — „nichts, als eine schöne Täuschung."

„Wie sie auch ist," rief Viktorie — „nur soll unser Herz nichts davon wissen, wie ein Kind, dem man tausend Geheimnisse verschweigt."

Ich dachte an meine Höhle zu Treutlingen, an meinen Unbekannten, auf den ja auch alle Titel: Schwärmer, Prophet, Geisterseher paßten, und schwor ihm in diesem Augenblicke mit pochendem Herzen eine ewige Liebe, eine ewige Treue, und dankte Gott, daß ich daran glaubte.

O diese Elise hat unaussprechliche Reize.

Sie tanzen sehen? Sie hat es in Paris gelernt. Ich Arme, ich glaubte

tanzen zu können, aber seit ich diese Grazie sich im Tanz habe bewegen sehen, die wie ein von der Morgenröthe bestrahlter Nebel in tausend Formen steigt, sinkt, sich um sich wirbelt. Nein, tanzen darf sie nicht, wenn ein Mann da ist, den ich liebe. Ich wäre verloren. Sie singt, wie sie tanzt. Singt Marie mit ihrer schönen Harmonika-Stimme, so ist sie nichts als das schönere Echo des Dichters. Sie durchdringt die Seele mit einer sanften, mächtigen Bewegung. Aber hört man Elisen, so hört man nur Elisen, nur Elisens Gesang. Man hört die Muse; man hat den Dichter vergessen.

Ich weiß was Du sagen willst; aber höre sie.

Marie selbst, die jetzt Elisen oft in unserm Hause sieht, ist eben so entzückt von ihr, wie wir alle. Und doch — wessen ist die Schuld? Elisens nicht, glaube ich — steht etwas zwischen den beiden Mädchen, was Elisen Marien ewig fremd erhält. Umgekehrt nicht. Viel-

leicht nur das kalte Verhältniß des Kapitains gegen die Generalin.

Tausend Schritte von uns, auf den schönsten Höhen von der Welt, wohnt in einer Bauerhütte noch ein — Geisterseher? Schwärmer? — Nun, so etwas muß es seyn, — ein Mann, der Strube heißt.

Anfangs hat man gemeint, es wäre ein Engländer, wegen seiner seltsamen Grillen; dann wars ein Kaufmann von Trieste, ein Geizhals, der hier auf dem Lande lebte, um zu sparen. Da er aber auf einmal ein paar kleine Güter von zwei Edelleuten zusammen kaufte, Maurer, Zimmerleute kommen ließ, und auf einen Hügel ein Haus hinsetzen ließ, nach seiner eigenen Angabe, was wie ein kleines Feenschloß aussieht, die Hälfte der Güter in seinen Garten einschloß, und aus dem Garten eine Feerei wurde: so wurde auf einmal aus ihm ein reicher Kerl, der etwas vorstellen will; ein Wucherer aus der Hauptstadt.

Auf einmal wurde er ein Großer, der hier inkognito leben will; denn er schaffte vom Hofe Kabinetsbefehle, wenn etwan Neid und Haß oder Eigensinn seinem Plane etwas in den Weg legte, die man nicht für möglich gehalten hatte.

Er selbst legt Niemandem etwas in den Weg, und bekümmert sich um Niemanden. Er baut, gräbt selbst, wenn es an einem Arbeiter fehlt, bläst die Flöte, zeichnet, mahlt, liest, schreibt, hat für keinen Besuch in der Nachbarschaft Zeit; aber für jeden Unglücklichen, der sich an ihn wendet.

Er trägt einen ungeheuren Schnurrbart, reitet einen theuren Araber, den ihm der Kapitain beneidet, er ist in einen großen Oberrock gewickelt, und begegnet ihm Jemand, so beugt er in den ersten Queerweg oder ins Feld.

Die Generalin hat ihren Kopf darauf gesetzt, seine Bekanntschaft zu machen. Viel Glück dazu! —

— — —

O Himmel, Himmel, Minna! Morgen kommt Reinhold und der Prophet, sein Lehrer. Ein anderer junger Mensch, den man schien mit einer Art von Aengstlichkeit erwartet zu haben, nicht.

Marie ist unendlich betrübt. Was das alles ist!

Zweitens, und diesem Zweitens gilt mein o Himmel!

Ich ging gestern seitwärts nach dem Feenschlosse des Zauberers Strube ganz heimlich; denn der Oheim hatte verboten, Bekanntschaft mit dem Manne zu machen, der, das weiß ich gewiß, kein Edelmann ist, denn sonst wäre er bei uns gewesen.

Ich gehe also so hinter Gebüsch ganz leise und gebückt weg, und auf einmal stehe ich vor dem alten Zauberer, mit seinem langen Husarenschnurrbarte.

Ich sah ihn starr an, denn das Gesicht kannte ich. „Ach," sagte ich auf einmal — „Sie sinds, welcher der Ehre den

Reichthum brachte? Unser Testamentsexekutor."

„Ich habe Sie nicht vergessen, Therese," sagte er — „aber können Sie auch schweigen?"

„Schweigen? Nach dem es ist."

„Aller Welt verschweigen, daß der alte Zauberer Ihr alter Freund ist?"

„Das verspreche ich."

„Nicht lächeln, wenn einer sagt: wer mag der alte Herr seyn? Nicht das Köpfchen hin und her wiegen mit einem triumphirenden Lächeln, und sagen: wer weiß, obs nicht Jemand weiß, wer er ist."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, vorausgesetzt, daß Sie nichts Böses vorhaben. Denn verdächtig ist das alles."

„Ich habe etwas Gutes vor, Therese. Aber können Sie schweigen, wie das Grab? Oder noch besser schweigen, als ich?"

„Wie Sie? O ja! Können Sie schweigen?"

„Ja Therese; es giebt zum Exempel Höhlengeheimnisse, die nicht über meine Lippen kommen."

Ach, Minna, da stand ich scharlachroth, wie die ertappte Unschuld.

„Briefe von Sie an Ihn kenne ich, die —"

„Herr Strube!" sagte ich erbittert und mit heißen Thränen.

„Und wie süß dennoch diese Thränen und diese Erbitterung ist! Ach, liebste Therese, wie würde ich Sie beneiden müssen, um Ihre Thränen, um Ihren Schmerz, wenn nicht — schweigen können wir, Therese. Und nun kommen Sie geschwind, geschwind."

Er führte mich durch ein paar Gänge an ein Häuschen, zeigte mir eine geheime Oeffnung in der Mauer, und sagte: „Wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so schreiben Sie, und legen den Brief hier hinein. Sie werden jedesmal richtig Antwort finden. Trauen Sie der Generalin nur halb, das heißt am Ende gar nicht. Der Kapitain, mit allem, was zu ihm

gehört, Frau, Töchter und Bedienter, sind Kernmenschen. Seyn Sie Mariens Freundin. Sie ist sehr unglücklich. Aber lassen Sie sie ihren Gang gehen. Ein solches Herz muß sich selbst finden. Der Er wird sich schon wieder sehen lassen, nur muß die Sie schweigen. Der alte Strube wird Theresen nicht vergessen; denn ich war Ihres Vaters Freund. Und nun leben Sie wohl. Ich höre gehen."

Er war im Gebüsch mit der Schnelle des Blitzes, und ich stand da, wie ein Heiligenbild, die glänzende Hoffnung wie einen heiligen Schein um Haupt und Herzen.

O wer ist der Er? wer ist er? Ich will Amelien schreiben. Nein, nein! Ich will schweigen und hoffen. War er der Freund meines Vaters, o so bin ich geborgen; denn mein Vater war der edelste Mann. O dieser Zauberer! Sieh, ich bin von zwei Menschen in Geheimnisse

verstrikt, in Geheimnisse, die süßer sind, als die Wahrheit. Adieu.

2.

Ahlenbach war wirklich nur noch ein paar Meilen von Welfenstein; aber Georg war nicht bei ihm.

Georg war bei seiner Abreise von Marien heitrer gewesen, als Reinhold und Ahlenbach; denn er brachte mit dem angestrengtesten Nachsinnen nicht heraus, welch ein Verhältniß ihm schon bei seiner Geburt das Recht hätte nehmen können, über seine Hand zu bestimmen. Er lief alle Möglichkeiten durch, ohne eine zu finden, und lächelte muthig Reinholden zu, der traurend da saß, und dachte: das Geschick könnte dennoch eine Möglichkeit haben.

„Laß mich seyn, was ich bin!" rief Georg — „ich bleibe ein Mensch. Laß

das allergräßlichste Verbrechen, das mein Großvater beging, denn von meinem Vater ists nicht zu denken, meinen Namen mit der Schande ewigem, unauslöschlichem Brandmahl bedeckt haben; laß mir jeden Zugang zur Ehre abgeschnitten seyn; laß jeden Menschen, wenn er meinen Namen hört, vor Schrecken erstarren, als wäre ich der verruchteste Vatermörder: sieh, so werfe ich nur meinen verhaßten Namen von mir; wenn es seyn muß, mein Vaterland. Ich ergreife den Engel der Versöhnung, die Liebe, Marien, den Engel des Glücks, fliehe in das freie Amerika, auf eine neue Erde, in die Einsamkeit der Wälder, wohin die Furie der Verläumdung und der Schande nicht folgen kann! Dort werde ich der Vater eines neuen Geschlechts, dessen Tugenden die alten Verbrechen versöhnen sollen, wenn Verbrechen die Scheidewand zwischen mir und Marien sind. Bei dem Allwissenden, vor dessen Auge ich unschuldig bin, bei allen ewigen Geistern der Natur und der Liebe habe ichs geschworen, ich will

es! Die schmachvollen Galerenketten, an die mich eine lange Angst angeschmiedet, sind zerrissen. Ich will nicht mehr von allen Sterblichen allein bleich und zitternd in die Zukunft sehen, in deren segnender Hand alle lächelnden, tröstenden Hoffnungen der Menschen liegen! Ich will, bei Gott! ich will frei seyn! Und Du wirst mich nicht tadeln!"

„Gewiß nicht; aber warte geduldig auf Entscheidung."

„Auf Entscheidung nicht; denn ich habe entschieden, wie ich mußte. Auf Erklärung will ich geduldig warten."

Dieser Entschluß wurde immer stärker; denn jedes geheime Thal in Schottland, worin eine einsame Hütte stand, umhing den Entschluß mit schönen Bildern. „Sieh," rief Georg begeistert — „hier könnte ich unerkannt mit Marien wohnen! Nicht wahr, Reinhold? Nicht wahr, Ahlenbach? Und denk ich an Marien, so ist mir die Hütte noch dem störenden Menschengetümmel zu nah. In den einsamen Wäldern Amerika's steht der Tempel

pel der Liebe. Denn wie oft wars unser schönster Traum, Reinhold, Beide einsam zu leben! Wie oft beneideten wir den ersten Mönchen ihre Einsiedeleien, die sie, aus Schottland fliehend in den einsamen Felsenthälern von St. Gall und Disentis in den Alpen fanden! Die Quelle meines Lebens ruht verborgen, wie die Quelle des Nils. Eben so verborgen soll das Ende meines Lebens liegen, und was dazwischen ist, soll das höchste Glück des Lebens seyn. Für Dich, mein Reinhold, will ich nahe bei mir eine Hütte bauen, ein kleines Feld urbar machen, bis Du Dich aus der nichtigen Welt in den treuen Arm der Freundschaft sehnst. Und Ahlenbach — o der — wie könnte er leben ohne seine beiden Söhne."

Reinhold fuhr zuweilen eben so begeistert auf, reichte Georgen die Hand, und hatte den Schwur auf den Lippen, mit ihm zu ziehen. Die Liebe des Kapitains hielt ihn zurück.

So hatten sie ein Jahr in England gelebt. Das zweite ging zu Ende. Da er-

hielt Ahlenbach einen Brief von der wohlbekannten Hand, die im Namen von Georgs Vater schrieb.

Es war an Ahlenbach eine einfache Anzeige, daß er ihn in Deutschland erwarte.

Es lag noch ein versiegelter Brief darin, mit der Aufschrift: An meinen Georg.

Ahlenbach übergab den Brief an Georg mit einem unruhigen Gesicht.

Georg nahm ihn. Er heftete lange die tiefsinnenden Augen auf den Brief, besah ihn von allen Seiten. Er holte lange und tiefe Seufzer, welche die große Unruhe in seiner Brust zeigten. Er gab Reinholden einen Augenwink, und sie gingen allein.

„Meine Hand zittert, Reinhold! Was werde ich finden? O bin ich denn so furchtsam? Es ist mir, als sollte ich in das Dunkel blicken, wo ein gräßliches Gespenst steht, dessen Anblick mich wahnsinnig machen könnte."

„Sey es, wie es sey! Georg, erbrich ihn! Ich verlasse Dich nicht!“ Er schlug den Arm um seine Schultern.

Zitternd erbrach ihn Georg. Er las, eine Hand, die er nicht sah, faßte kalt in sein Herz, da er die ersten Worte anfing.

Dies ist der Brief des Vaters: „Die Stunde, wo der Vater den Sohn sehen wird, nähert sich. Was kann ich Dir geben, mein Sohn, als vielleicht einen langen Schmerz, als ein Leben, was sich vielleicht, wie eine Riesenschlange, um Deine Seele, um Dein Glück windet, bis Du, wie eine blutleere Leiche, dahin sinkst. Ich kann Dir ja kaum den Vater geben; denn wie zwei Fremde, die der leere und doch so mächtige Zufall zusammen wirft, stehen Vater und Sohn vor einander, und suchen vergebens in unsern Herzen die Liebe, welche nicht die Geburt, sondern die lange Gewohnheit, wie den feinsten nnd schönsten Lebenssaft, in die Herzen gießt. Du hast einen Vater, Deinen Ahlenbach. Und dennoch muß

es seyn! Es muß! Wenn das Geschick, — ist denn sein Gebot etwas anderes, als die Stimme unserer eigenen Leidenschaften? — wenn es nicht mir so lauter, gebieterischer Stimme mir beföhle — o mein Sohn — schon oft wollte ich Dein Leben einem freundlichern Genius, Deinem Lehrer ganz übergeben, einem freundlichern Genius, als der über unserm Namen waltet.

„O geh hin, wollte ich sagen; ich übergebe Dir ein einfacheres, aber reicheres Erbtheil, als das stolze Deines Namens. Lebe unbekannt, und sey glücklich! Aber ich darf Dich so reich nicht bedenken. Ich muß Dich arm machen, und Du mußt arm werden. Du mußt. Das Leben ist ein kleines, geringfügiges Spiel; aber ich darf mit dem Spiele nicht spielen, wie der Schauspieler seine Rolle halten muß bis auf den letzten Moment. Wir sind die Schauspieler des Geschicks, der römische Triumphator auf dem goldnen Wagen, nnd der Landmann hinter dem Pfluge, und wer weiß, mein Georg,

ob nicht am Ende der Rennbahn des Menschen, der Zeit, der Lorbeerkranz hängt für den Schauspieler, der seine Rolle gut spielte? Es kann einem scheinen, als ob das Schwerste am Leben das Leben selbst wäre; aber das Leben hat einen Werth, wenn nicht für Dich, doch für andere; das habe ich bedacht, mein Sohn, und lebe. Dasselbe sollst Du bedenken, und Dein eigener Sieger seyn, wenn Du des Schicksals Sieger nicht seyn kannst. — —

„Ich lege Dir hier Papiere bei, mein Sohn; denn noch ists nicht entschieden. Sie enthalten Geld. Du darfst nicht sparsam damit seyn, aber mit Deinem Herzen, mit Deiner Freundschaft. In Hamburg wird der Mann, der Ahlenbach diese Briefe brachte, Dich finden, und zu mir führen. Du wirst Dein Schicksal kennen lernen, und ertragen. Es ist Dein Geschick, wie es meines war! Leb wohl."

Georg weinte heiße Thränen, da er den Brief gelesen hatte. Er fühlte eine unendliche Sehnsucht nach dem Herzen sei-

nes Vaters. Er faltete die Hände über das Herz zusammen, und sagte: „Alles will ich thun, geliebter Vater. Alles! Nur, o nur nehmt mir Marien nicht!"

Aber nun wuchs der Wunsch, den edlen Vater zu sehen, und sein Geschick zu erfahren, von Minute zu Minute immer höher. Er drang in Ahlenbach, die Abreise zu beschleunigen, und endlich — endlich stand er in Hamburg.

Der Mann, welcher den Brief gebracht hatte, erschien aufs neue. Er näherte sich Georgen mit einer auffallenden Ehrerbietung, und sagte ihm, daß er den Auftrag habe, ihn zu seinem Vater zu führen.

„Meine Freunde doch auch?" fragte er ängstlich.

„Das ist unmöglich."

Da warf er sich mit liebender Heftigkeit an Ahlenbachs Brust; dann an Reinholds.

„Sey ein Mann!" mußte Ahlenbach mehr als einmal dem Jünglinge sa-

gen, der zitternd an der Schwelle des Schicksals stand.

Bei dem Abschiede rief er ihm noch einmal die Stelle aus seines Vaters Briefe zu: „Das Leben hat einen hohen Werth, wenn nicht für Dich, doch für andere. Ich sende Briefe nach Welfenstein, Reinhold!“ rief er noch, da er sich aus Reinholds Armen riß, um in den Wagen zu steigen. Ahlenbach und Reinhold reisten nach Welfenstein, und Georg der dunkeln Zukunft und seinem Vater entgegen.

Er kam Abends spät, er sah, sein Begleiter hatte die Zeit dazu berechnet, auf einem Gütchen an.

Sein Begleiter ging mit ihm durch ein Wäldchen seltsame Wege hin und her, und sie standen in einem Garten vor einem Salon, der im dicken Walde lag.

Sein Begleiter öffnete und führte den Jüngling in einen Saal, und ließ ihn allein. Eine Wachskerze brannte auf einem Tische.

Um Mitternacht öffnete sich die Thüre, ein Mann mit einer sehr edlen Figur, mit einem stolzen Gesicht, trat in den Saal, sein Gesicht war ein wenig erblaßt; aber das Auge hatte Flammen, alle Bewegungen waren heftig, und doch schien alles Ruhe an ihm.

Er sah den Jüngling lange mit prüfenden Blicken an, sah dann weg, als wollte er sich besinnen, ob er es wäre.

„Du heißt —" fragte er auf einmal.

„Georg."

„Erinnerst Du Dich aus Deiner Kindheit meiner."

„Nein."

„Wessen denn?"

„Einer Donna Isabelle, eines Schlosses Kastronero, am Fluß Ebro, und meiner Gefangenschaft auf dem Zimmer."

„Und das Zimmer? erinnerst Du Dich seiner?"

„Eines Gemäldes. Ein Mann, grün gekleidet, saß auf einem schwarzen Pferde."

„O Du bists, Du bists, mein Georg!"

Aber der Vater näherte sich dem Sohne nicht. Er fragte aus der Ferne: „Wie bist Du erzogen? Ich denke, recht gut. Erzähle mir und setze Dich."

Der Sohn schauderte vor dem kalten Wesen furchtbar zusammen; dann stürzte er vor dem Vater heftig auf die Kniee, und rief: „O Du! Du! Vater! Oder wie soll ich Dich nennen?"

„Vater denn, mein Kind. Doch setze Dich, ich liebe die Ruhe, die Besonnenheit, mein Sohn. Ich war als Jüngling wohl noch heftiger. Erzähle, Du warst in Italien, wo am längsten.

Mit Frieren und Zähnestoßen antwortete der Sohn: „In Rom acht Monate."

„Wo gefiel es Dir am besten?"

„In Schottland, im einsamen Thal von Glendowey."

„Warum dort?"

„Ein Sohn kam zurück von den Orkneys, ein Vater empfing ihn mit Umar-

mungen, mit der Liebe heißer Inbrunst. Ich habe jeden Sohn um die Liebe des Vaters beneidet."

„Bist Du immer so ungeduldig, mein Kind? O der Vater wird Dir nicht fehlen, und seine Liebe auch nicht; aber ich mache gern eine gleichgültige Bekanntschaft mit Ruhe, des Sohnes am liebsten so. Was gefiel Dir in Rom am besten?"

„Die Strafe der rasenden Auguste, einen Mönch auf ihrem Throne zu sehen."

„Und an dem Mönche?"

„Der stürzende Thron."

Nach und nach wurde Georg ruhiger, und das Gespräch auch.

Sein Vater redete lange mit ihm, am meisten über Volk, über Regierung, über den Werth der Fürsten.

Dann stand er auf einmal auf, öffnete eine Thüre, die Georg nicht gesehen. Eine Dame drang durch die Thüre, mit dem rührenden Geschrei: „O mein Sohn! Mein geliebter Sohn!"

Da lag der Sohn zuerst an dem schöneren, wärmeren Mutterherzen, und die

Mutter führte ihn in die Arme des Vaters. Und da er nun endlich die zitternden Arme um des Vaters Hals schlang, und an dem geliebten Busen ruhete, da donnerte das Geschick mit der Mutter zärtlichen Stimme das harte Urtheil in seine Seele: „O mein Sohn, o Du geliebter Sohn des unglücklichsten Fürstenpaars! O mein Georg!"

Er erstarrte in der ersten Umarmung seines Vaters, unter den Strömen von heißen Thränen der Vaterliebe vor dem stolzen Worte: Fürstenpaar.

Da riß der Vater sich los aus den Armen des Sohnes, und er schaute dem Sohne kalt wieder wie vorher in das Auge voll Schrecken; und sagte: „Zu früh hat Ein Wort Dir Dein Geschick genannt, mein Sohn. Gieb mir Deine Hand und Dein Ehrenwort, daß Du keinem Menschen, er sey, wer er wolle, nicht Deinem Lehrer, nicht Deinem Freunde — denn Du darfst keinen Freund haben, weil Du der Vater und der Freund aller seyn mußt! — O wie arm wurde Georg

in dieser Minute, unter diesen harten Worten! — daß Du Niemandem sagen willst, oder andeuten, was Du gehört hast, was Du noch hören wirst."

Der Vater setzte sich in seinen Armstuhl, und er gab dem Sohne einen Wink sich zu setzen.

Georg setzte sich, aber er hielt die Hand vor das versteinerte Auge, das dem entrissenen Freunde und der Geliebten, nicht eine Thräne nachweinen konnte.

Die Mutter setzte sich erblassend ihm gegenüber.

„Ich wünschte, Du wärst ruhig genug, mich anzuhören. mein Sohn," hob der Vater an. Der Sohn warf ängstliche Blicke auf den Vater.

„Gieb mir Dein Wort, daß Du schweigen willst."

Georg stand auf, reichte dem Vater die Hand, und sagte erschüttert: „Schweigen will ich!" und der starre Blick, den er gen Himmel hob, fügte noch ein anderes Gelübde hinzu: nie seinen Freund, die Geliebte zu verrathen.

„Davon reden wir nachher, Georg!“ sagte der Vater kalt. Der Sohn erschrak, daß er in seiner Seele gelesen. Er setzte sich schweigend.

„Ich bin der Bruder,“ hob der Vater kalt an — „der Bruder des regierenden Fürsten von **. Ich bin der Erbe seines Fürstenhuts, wenn ich ihn überlebe, oder Du. Er hat keine männliche Erben als uns. Er haßt mich. Er hat mich von Kindheit an gehaßt. Er haßt Dich mehr als mich. Da hast Du mit einem Worte die Erklärung Deines Geschicks. In einer undurchdringlichen Einsamkeit mußte ich Dich erziehen, und dennoch hatten seine Spione — o ein Fürst findet für seine Leidenschaft tausend Diener. Merke Dir es, Georg; darum soll ein Fürst Herr seiner Leidenschaften seyn, damit er keine Diener der Leidenschaften gebraucht. Endlich gab ich Dich in die Hände Deines Lehrers, eines edlen Mannes, o vielleicht des Mannes, dem ein Fürst seine Freundschaft geben könnte, weil er nur sein Freund und nicht sein Schmeichler seyn würde.

Du bist gerettet, Georg. Aber wir dürfen uns selten sehen, und nur in der dunklen Hülle der Nacht.

„Morgen gehst Du unter dem Namen Herr von Buchhorst in die Residenz. Diese Papiere werden Dich über alles, was Du wissen mußt, belehren. Du mußt das Volk kennen lernen, dessen Vater und Wohlthäter Du einst werden sollst, die Räthe kennen lernen, die in Deinem Namen dem Volke wohlthun sollen, und die es oft bedrücken, den Hof sollst Du kennen lernen, dessen Herr Du seyn mußt, damit er nicht Dein Herr werde.

„Vielleicht klage ich das Schicksal mit Unrecht an; denn, mein Sohn, Du hast das seltene Glück, was kein Fürstensohn hat, Dich hat kein Schmeichler verdorben. Laß nun den Namen Fürst nicht Deinen Schmeichler werden. Schmeichle Dir selbst nicht. Bleibe heiter, scherze; mache keine Anmaßungen. Gegen Dich wird Niemand eine Maske tragen, wenn Du Dein Geheimniß bewahrst. Traue dem Tadel so wenig als dem Lobe; sie kom-

men meistens aus einer Quelle, dem Eigennutz. Es giebt nur Eine Tugend für den Fürsten, Gerechtigkeit, für den Menschen auch, nur daß der um ihre kalte Krone die Kränze der Liebe und der Freundschaft winden darf. Aber das alles sind Worte, Luft, wenn sie nicht Erfahrung werden. Aber merke Dir, die reinste Tugend ist still, wie der größte Haß. Es ist Kunst, beide heraus zu finden. Und nun laß uns Abschied nehmen.“

Der Vater näherte sich dem Sohne mit der edlen, feinen Würde seines Standes; aber der Sohn drückte die überschwenglich mit Schmerz und Liebe gefüllte Brust heftig an seines Vaters Herz, und dann sank er der Mutter zu Füßen, und mit den Worten: „O Mutter!“ die er ängstlich aus den weinenden Lippen herverpreßte, riß er das Mutterherz an des Sohnes Brust, aus ihren Augen eben so heiße Thränen als seine vergossen.

Dann führte ihn der Vater aus dem Salon.

Er taumelte an der Hand seines Begleiters durch Garten und Wald, stieg in den Wagen, und hörte nicht auf zu weinen, als bis die aufgehende Sonne, und die Schaam vor seinem Nachbar im Wagen, ihm gebot, die Thränen an der kalten Morgenluft zu trocknen. Den dritten Tag kam er in der Residenz an. Er fand unter den Papieren seines Vaters reiche Geldsummen, eine gefüllte Chatulle, Nachrichten über die Familie Buchhorst, deren Namen er führte, und einige Anweisungen, welche Häuser er besuchen sollte.

3.

Die beiden fürstlichen Brüder, der Erbprinz Heinrich, und Georgs Vater, Prinz Ludwig, waren geboren mit Herzen sich zu lieben; aber das Geschick prüfte ihre Tugend und ihre Herzen.

Da

Da goß Schmeichelei, die immer ihren Sitz auf den Stufen des Thrones hat, und die Ränkesucht, welche die Langeweile des leeren Lebens und des leeren Herzens verjagen will, ihr schärfstes Gift in die kleinste Wunde der brüderlichen Herzen, und ihre Herzen wurden von einander gerissen, und auf ewig getrennt.

Der Erbprinz kam so schwach in das Leben, daß alle Aerzte mit Achselzucken den nahen Tod andeuteten; aber er athmete doch fort. Sein Bruder, der ein Jahr nach ihm geboren wurde, begrüßte das Licht des Lebens mit lauter Stimme, lebendigem Auge, und kräftiger Gesundheit.

Der alte Fürst trug das Kind selbst in den Thronsaal unter die versammelten Großen seines Hofes, und sagte: „Hier bringe ich Ihnen meinen Sohn, und — meinen Erben!“ setzte er froh hinzu. Der Knabe schrie lauter. Der Vater legte ihn spielend auf den Sammet des Thrones. Hier wurde er still, hell um sich schauend.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

„Kennst Du Deinen Sitz schon?" sagte der Vater. „Werde stark! werde ein Held! werde der Vater Deines Volkes!"

Der Leibarzt, der von dem Erbprinzen kam, stand mit zweideutigem Gesicht auf der Schwelle.

„Was bringen Sie?" fragte der Fürst. Er brachte die Nachricht von dem baldigen Tode des Erbprinzen. Aber er athmete dennoch fort, während sein Bruder lebte, und kräftig emporwuchs.

Die Worte des Fürsten im Thronsaal wurden von dem Volke zu einer Prophezeihung gemacht, daß einst der Prinz Ludwig regieren würde. Aber Heinrich lebte unter der Pflege der Aerzte und der Frauen im warmen Zimmer, vor der Luft geschützt, kränklich fort; während Ludwig an der Hand des Vaters mit blitzendem Auge, und starkem Körper im Garten umherging. So gingen acht Jahre hin; das halb erloschene Auge des Erbprinzen hatte nur die Welt durch die Fensterscheiben und in Gemälden gesehn. Je-

dem seiner Jahre legten die Aerzte noch eins höchstens als das letzte zu. Niemand zweifelte, daß Ludwig der Fürst des Landes werden würde.

Es wurde allen Bedienten des Knaben streng untersagt, diesen Gegenstand je gegen den Prinzen zu berühren. Vergebens brach der Zorn des Fürsten wie eine verzehrende Flamme empor, da der kleine Prinz seinem Vater mit ruhigem Auge und lächelnder Unschuld sagte: „Wenn Heinrich stirbt, so bin ich Erbprinz; nicht wahr, Vater?"

„Wenn Heinrich stirbt, Bube," rief der Vater finster — „so bist Du ein armes, sehr armes Kind."

„Aber ich bekomme den Thron."

„Ein Bruder ist mehr werth als alle Throne der Erde. Wer soll Dich lieben, als Dein Bruder? Wen kannst Du lieben, als Deinen Bruder? Wer hat Dirs gesagt?"

„Sie sagen es alle. Alle!"

„O unser Elend! Weh!“ rief der Vater, und legte die Hand an die Stirn.

Es half nicht, daß er die beiden Brüder zusammen führte, daß alle Geschenke, die Ludwig sich wünschte, durch seines Bruders Hände gingen; denn leider hatten die Frauen, die den kränklichen, sanften, weichherzigen Erbprinzen unendlich liebten, erbittert über Ludwigs Kraft und Uebermnth, womit er seinen Bruder behandelte, ebenfalls geplaudert.

„Ach, ich sterbe nicht!“ sagte lächelnd und sanft der Erbprinz — „er solls schon erfahren, wer ich bin. So waren sie elf und zehn Jahre alt, und sichtlicher wurde es dem sorgenden Vater, daß zwischen den Brüdern etwas feindseliges war. Er rechnete auf die Zeit, auf das versöhnende Geschick, denn die Aerzte erklärten, daß der Erbprinz nicht funfzehn Jahr alt werden könnte.

Prinz Ludwig wurde von dem Vater an einen benachbarten Hof gebracht, einem Verwandten seines Hauses. In

der Ferne sollte die Liebe wachsen, meinte der betrübte Vater.

Ueberall, wo Prinz Ludwig erschien, der hoch aufgeschossene Knabe, mit dem blitzenden Augenpaar, und den blühenden Rosen einer festen Gesundheit auf den Wangen, mit dem stolzen Gefühl seines eigenen Werthes, das die natürliche Milde der Knabenjahre noch verschönerte, empfing ihn die Liebe, die Gunst, und der geheime Wunsch, daß er den Thron seines Vaters besteigen möchte. Selbst die kriechende Schmeichelei hatte das Ansehn der Wahrheit.

Sein Verwandter, der Fürst von ** empfing ihn mit der zärtlichen Liebe des Vaters, mit doppelter Liebe; denn er hatte nur eine achtjährige Tochter, und das Land mußte doch einmal an Ludwig fallen, wenn Heinrich todt war.

Zwischen beiden Vätern war ganz ins Geheim eine Verbindung zwischen Ludwig und der Prinzessin Karoline verabredet. Dieser Wunsch der Väter war den Höflingen beider Höfe nicht ent-

gangen. Ludwig erhielt also, wohin er trat, die Schmeicheleien seiner künftigen Größe, und obwohl er jetzt gewarnt von seinem Vater und seinem Oheim behutsamer wurde, als daß er seinen Wunsch und seine Hoffnung verrieth: so gab eben diese Warnung seiner Hoffnung die Gewißheit.

Hier an dem fremden Hofe übte er sich in den ritterlichen Künsten der Reitbahn, der Jagd, des Militairs und der Fechtkunst. Die ausgesuchtesten Lehrer in den Wissenschaften und den schönen Künsten wurden ihm gehalten, und man sah es gern, wenn er seine Nebenstunden in den Zimmern der schönen, weichen, lieblichen Karoline zubrachte.

Alles gelang, was menschliche Klugheit und menschliche Liebe mit ihm vorhatten. Das Band einer kindischen Neigung schlang sich um die beiden Herzen der Kinder. Seine Lehrer, die den Trotz, den ehrgeizigen Ernst des Knaben für eine reifere Klugheit ansahen, unterrichteten ihn in Dingen, die kaum für sein sechzehn-

tes Jahr gepaßt hätten. Sie füllten seinen Kopf mit den feinsten Abstrakzionen über die Tugend, über Fürstenpflicht, über Gott, noch früher, als der sanfte Glauben an Gott und Tugend in seinem Herzen die wärmende Flamme entzündet hatte.

Sie meinten es gut, und wer den Knaben reden hörte, bewunderte seinen hohen Geist, und seine Lehrer.

Das Gerücht verbreitete die Wunder seines Geistes und seines Herzens in beiden Ländern, die einmal das Glück aus seinen Händen empfangen sollten.

Der Name Ludwig wurde in Gedichten gefeiert. Er war die reiche Hoffnung zweier Völker. Die Schmeichler steckten dem jungen, ehrgeizigen Prinzen die Gedichte zu, welche der weise Oberhofmeister, ein Herr von Buchhorst, der oft den Kopf bedenklich schüttelte, wenn der Hof in Entzücken und Bewunderung da stand, ihm gern verborgen hätte.

Der Knabe las, und in einem seligen Entzücken, das schöne Thränen aus seinem Auge und aus seinem Herzen preßte, schwor er sich ganz allein, alle die Hoffnungen des dankbaren Vaterlandes zu übertreffen. Seine Seele wurde durchglüht von einer heißen Liebe für die Unterthanen, und sein heißes Verlangen nach dem Zepter schien ihm nun gerecht, die heiligste Pflicht.

Aber sein Bruder lebte fort in seinen Zimmern, oder in den schönen Gärten und dem Park eines Lustschlosses, unter den kleinen Beschäftigungen jugendlicher Spiele, unter dem weichen Auge einer herzlichen Liebe; denn der arme, weiche Knabe war ja dem Tode geweiht: — fern von aller Schmeichelei; denn dem Opfer des Todes schmeichelt Niemand.

Man gab ihm einen Lehrer, mehr zum Gefährten seiner spielenden Beschäftigungen, als zum strengen Lehrer; aber dieser Mann, Langer hieß er, war ein edler einfacher Mensch, der seines Zöglings ganzes Herz gewann.

Es war ihm streng untersagt, den Prinzen mit anhaltendem Unterricht um die wenigen Stunden der Lust eines kurzen Lebens zu bringen. Auch schien es nicht, daß er ihn unterrichtete. Er ging mit ihm in den Park spazieren, oder er saß mit ihm im Schatten einer majestätischen Eiche, und in diesen stillen Unterredungen füllte er das Herz seines geliebten Zöglings mit den erhabensten Empfindungen der Größe, der Liebe Gottes, der ewigen Hoffnung, der Wahrheit und der Tugend. Er knüpfte das schönste Band zwischen ihm und den Unterthanen, der Gerechtigkeit, der Menschenachtung. Er gab ihm die Musik und die Dichter, nicht als Talente, die ihn schmücken sollten, sondern als zwei Freundinnen, die, wenn er froh war, die Freude menschlich, und war er betrübt, den Schmerz sanfter machen sollten.

Nicht leicht hat ein junger Fürst eine einfachere, menschlichere Erziehung gehabt.

Da er immer bei ihm war, auf die zarte Gesundheit genau merkte, so sah er sehr wohl, wie nach und nach in der freien Luft, in dem einfachen, von allen heftigen Leidenschaften und von aller Schwelgerei freiem Leben, die Gesundheit des Prinzen sich stärkte.

Er sah es mit dem höchsten Entzücken; aber wenn er Jemandem seine Meinung darüber sagte, so antwortete ihm nur ein Achselzucken. Man hielt ihn für einen Ehrgeizigen, der hoffte, was er wünschte. Man war nun seit Jahren schon gewohnt gewesen, den zweiten Prinzen als den Erben anzusehen; auf diese Vorstellung war so vieles erbaut, so viele köstliche Hoffnungen ruhten darauf, die ganze Hoffnung nicht mehr Eines Volks, sondern zweier, umschlang mit anbetender Vergötterung den Prinzen Ludwig, daß selbst der Vater dem Lehrer mit einem kalten: „Gott gebe es, daß Sie sich nicht irren! Gottes Wille geschehe!" antwortete. Ein Arzt, der fast der Meinung Langers war, hatte nicht den Muth,

seine Meinung zu sagen. Die übrigen Aerzte legten noch ein Jahr dem Leben des Erbprinzen zu. Sie sahen alle Zeichen einer langsamen Verzehrung. Die sanfte Röthe, welche die anfangende Gesundheit auf seine blassen Wangen goß, war ihnen die Farbe des nähernden Todes. Niemand zweifelte, daß sie Recht hätten, als Langer allein; er überließ es der Vorsicht, die Hoffnung des Landes zu erfüllen, oder ihm eine bessere Hoffnung zu geben.

Aber er that redlich, was er konnte. Er füllte die Brust seines Zöglings mit aller Liebe für den Bruder.

Er zeigte ihm, wie viel mehr Ansprüche der jüngere Sohn eines Fürsten auf die Liebe des Erstgebornen hätte, als dieser auf seine, da der Erstgeborne des Fürsten allein von allen Brüdern unter den Menschen des Bruders Herr werden müßte. „O mein theurer Prinz, wie viel Liebe, wie viel Nachsicht, wie viel zuvorkommende Güte gehört dazu, Ihrem Bruder diese anscheinende Ungerechtigkeit vergessen zu

machen! Sie sind sein Herr! O Ihre Milde, Ihre weiche Seele ist nicht milde, nicht weich genug, um dieses harte Wort Herr zu verhüllen. Sie müssen dem Brudernamen, den die Natur heiligte, ehe Fürsten waren, der überall unter den Menschen Gleich bedeutet, nur unter den Fürsten nicht, jedes Opfer der Liebe, der Nachsicht, der Verzeihung bringen, und von ihm nicht Eins fodern. O sieht er nur einmal den Herrn in Ihrem Benehmen, statt des Bruders, so haben Sie auf ewig den Bruder verloren, und es ist Ihre, nicht seine Schuld, daß das allerheiligste Verhältniß untergegangen ist."

Thränen standen in des Prinzen Augen. Leise sagte er dann: „Und wenn er mich schon jetzt haßte, lieber Langer?"

„Nein, nein! Dazu ist er zu edel, zu großmüthig! Nein! Dieses Mißtrauen, mein gnädigster Herr, gegen ihn ist ja schon eine Ungroßmuth gegen den theuren Brudernamen. Prinz Ludwig ist der Nächste an Ihnen. Dahin stellte ihn Gott, die Natur als Bruder. Er ist der

Nächste an Ihrem Throne; dahin stellte ihn eben das Gesetz, das Sie hoch über ihn erhob. Es wäre die grausamste Härte, wenn Sie ihm diese Stelle nicht lassen wollten. O Prinz, Schmeichler werden sich zwischen die Brüderherzen drängen, sie werden seine Worte, seine Mienen, seine kleinsten Handlungen vergiften. O wehe, wehe Ihrem Herzen, wenn Ihr Bruder aufhört Ihr vertrautester Rathgeber, Ihr erster Freund, Ihr rechter Arm, der Theilnehmer Ihrer schönsten Thaten zu seyn. Er darf nicht mißtrauisch seyn. Ihr Vertrauen muß sein Mißtrauen vernichten. Er muß nur Einen Namen für seinen Herrn haben, den Namen Bruder!"

Die Zeit war gekommen, da Prinz Ludwig an seines Vaters Hof zurückkehren sollte.

Herr von Buchhorst hob auf einem Spaziergange an: „Wir gehen jetzt an Ihres Herrn Vaters Hof, mein gnädiger Herr. Sie werden da Ihren Herrn Bruder finden. Vergessen Sie in Ihrer lebendi=

gen Unbefangenheit nicht, daß er der Erbprinz ist."

„Das werde ich nie vergessen, Buchhorst, obwohl es leicht zu vergessen wäre. Denn welche Ansprüche hat der Weichling, der unter den weichen, schmeichelnden Händen der Damen erzogen ist —"

„Meinen Sie, Sie sind ohne Schmeichler erzogen?"

„Nein; aber mich hat die Arbeit, die Uebung gestärkt. Ich verachte die Schmeichler; aber wo hätte nur der Erbprinz das gelernt? in seinen Gärten? in den Schatten der Lustwälder? an seinem Klavier? Er soll ein guter Musikus seyn!"

„Und Erbprinz! Und Ihr Herr, wenn er lebt. Die Aerzte können irren."

„Ich beneide ihm den Thron nicht. Ich ehre die alten Einrichtungen. Mag er! Aber mein Herr soll er nicht werden, und müßte meine Obristengage mir genug seyn."

Er war Obrist eines Kavallerieregiments bei einem großen, benachbarten Monarchen.

Buchhorst fuhr fort, den jungen, furchtlosen Menschen zu warnen, und erhielt die Antwort: „Ich ehre den Erbprinzen, ich ehre den Namen Bruder. Aber ists meine Schuld, wenn ich den Mann nicht ehren kann? Und sagen Sie, soll der Fürst nicht ein Mann seyn? Was kann er minder seyn, wenn er das nicht ist?“

„Ihre Hoffnungen —“

„Ich habe keine gehabt, obgleich Tausende, und selbst das Schicksal, mir damit schmeichelte. Fodern Sie mehr von mir, so fodern Sie das Unmögliche. Oder soll ich sein Schmeichler werden? Soll ich sagen: Du reitest gut! Du bist ein muthiger Feldherr! Du verstehst Dich auf des Landes Wohl! Du wirst ein Mann seyn auf dem Throne! Soll ich!“

„Können Sie sagen, ob er nicht ein Mann seyn wird? Die ihn näher kennen —“

„Wer sind die? Ein paar Hofdamen meiner Mutter, die ihm sogar die zarte Haut beneiden, und die weichlichen Thrä-

nen, die ihm die rauhe Luft auspreßt. Aber er ist Erbprinz! Glauben Sie, das werde ich nicht vergessen. Niemals! Also seyn Sie ruhig. Meines Vaters letzter Brief — sagt — daß seine Gesundheit aufs neue schwindet. Glauben Sie mir, ich fühle Mitleiden mit ihm. Glauben Sie mir.

„Und Hoffnung, die vielleicht, die wahrscheinlich erfüllt wird. Aber eben deßhalb — o ich hoffe, Sie werden dem armen Bruder keine, auch nicht die kleinste Kränkung in das fürstliche Erbbegräbniß mitgeben."

„Nein!" rief Ludwig mit blitzenden Blicken, und legte die Hand auf sein Herz. „Nein! Bei meiner Ehre! Bei Gott! so lange er athmet, soll er nichts seyn als mein Herr. Nicht der leiseste Zweifel soll in seiner ausgebrannten Brust gegen meine Liebe, gegen meine Ehrfurcht aufsteigen. Ich liebe ihn ja! O wenn ich daran denke, wie freudenlos sein Leben dahinzog, vielleicht unter Schmerzen, wie ihm des Frühlings milde Luft ein kalter

Nord

Nord war, wie ihm jedes Aufwallen seiner Seele schwer wurde, wie sein Athmen; ach, wie das Schachbret, einer Dame gegenüber, sein Kriegstheater, sein Schlachtfeld seyn mußte, und das Lächeln der Damen das einzige Siegsgeschrei, was je sein Ohr hören wird. O Buchhorst, er ist sehr unglücklich, mein Bruder! O Sie sollen sehen, wie ich ihn lieben werde."

Er trocknete das Auge, das von aufrichtigen Thränen benetzt wurde.

Buchhorst legte die Hand an die finstre Stirn, und wünschte heimlich, das Geschick möchte bald zwischen den Brüdern entscheiden.

Der Erbprinz war siebenzehn Jahr alt, da er seinen Bruder wiedersah. Aber ach! im menschlichen Leben kommt mehr auf das Wie an, als auf die Sache selbst. Er stand neben seinem Vater ganz schwarz gekleidet, das liebte er, und wenn es auch nicht Hofkleidung gewesen wäre. Da zog ein lautes Freudengeschrei, das immer lauter, immer jubelnder auf dem Schloßplatze

wurde, Vater und Sohn an das Fenster.

Sie sahen auf dem Schloßplatze nichts als einen Haufen von Menschen aus allen Ständen, welche alle die Zeichen der höchsten Freude mit ihren Bewegungen ausdrückten. Sie sahen nicht, worüber.

Der Fürst schellte und wollte einen Pagen senden; der Page sagte mit vor Freude blitzenden Augen und in der höchsten Begeisterung: „Ach, der Prinz Ludwig! Der Prinz Ludwig!" und die Thräne stürtzte dem Ausrufe nach.

Das Freudengeschrei hob wieder verdoppelt an. Die Wache trommelte. Alle Flügelthüren wurden heftig aufgerissen. Das Geschrei tönte näher aus den Korridors.

Die Thüren des Zimmers flogen auf, und Prinz Ludwig knieete vor dem Vater.

„An das Herz!" rief der Vater außer sich — „nicht an die Kniee!" Und der Sohn lag in seinen Armen.

O welch ein Anblick für den Prinzen Heinrich. Da stand sein Bruder in der prächtigen Obristenuniform, den ersten Orden eines großen Monarchen, in dessen Dienst er stand, auf der hohen, gewölbten Brust. Aber das war ja das geringste. Da stand er, einen Kopf höher, als der Bruder, der ihn beschaute. Das Gesicht geröthet, die Farbe männlich, die blitzenden Waffen klirrend um ihn, und hinter ihm das prächtige Gefolge seiner Adjutanten, der schönsten Männer des Regiments, die den Prinzen nicht ehrten, sondern den Obristen. Und dazwischen stand er, einfach schwarz gekleidet, ohne irgend ein Ehrenzeichen, erblaßt, klein.

Der Sohn stellte dem Vater seine Offiziere vor. Der Erbprinz war vergessen. Niemand dachte seiner. Der Vater nicht aus Freude; die Uebrigen kannten ihn nicht.

Er stand abseits, als gehörte er hier nicht her, bis endlich der Vater, sich besinnend, des Prinzen Hand ergriff und

ihn dem Erbprinzen mit den Worten: „Der Erbprinz, Dein Bruder, Ludwig!“ präsentirte. Ludwig bückte sich tief vor dem Bruder, und der Erbprinz nahm ihn in seine Arme.

„O mein Bruder, mein Bruder!“ sagte der Erbprinz leise, und er konnte, obgleich er es wünschte, seine Thränen nicht zurückhalten — „wie muß ich Dich beneiden, und Dich dennoch mehr darum lieben! Nicht das — er legte die Hand auf den großen Orden — nicht die Würde Deines Standes — denn die gebührte unserm Namen. Aber dieses kleine Kreuz — er faßte den Orden des Verdienstes — den hat unser Namen Dir nicht gegeben, den Orden hat Ludwig, den hat der Mensch erworben. Den giebt Dein Monarch nur dem Verdienste. Ich habe noch nichts verdient, als höchstens Deine Liebe, mein Bruder! o mein Bruder! Deine Ehre theile ich ja mit Dir, wie Brüder alles theilen! O mein sehr edler Bruder!“

Ludwig erstaunte vor diesem Tone der Liebe, er mußte seine Arme ausbreiten, und nun lagen die Brüder einer an des andern Herzen.

Der Vater fühlte zum erstenmale die Würde seines Erstgebornen. Er legte beide Hände auf die Stirnen der Kinder, und sagte erweicht: „So in dieser Stellung, meine Kinder, bleibt so lange, bis Euch das Geschick, o Gott gebe! spät! auseinander reißt!“

Ach, diese kleine Andeutung auf den Tod des Erbprinzen ging beiden Brüdern nicht verloren.

Ludwig sah seinem Bruder ins bleiche Gesicht. „Du siehst mich an,“ sagte der Erbprinz lächelnd, aber mit einer Art Wehmuth — „als wolltest Du sehen, wie bald das Geschick uns auseinander reißen könnte. O für meine Liebe immer zu früh. Das glaube mir. O das glaube mir allein!“

Ludwig stand schweigend, in seinem Herzen wohnte die Schuld. Aber er eilte, sein Vater trieb ihn, die Stadt zu durch-

reiten, um sich ihren Bewohnern zu zeigen. Der Erbprinz wollte ihn begleiten. Er ritt an seiner Seite. Aber der Araber, auf dem Ludwig saß, stieg brausend empor, als wollte er der Erde entfliehen. Das Bild seines Herrn, dachte Heinrich traurig. Ueberall auf den Gassen öffneten sich die Fenster, sammelte sich die Menge, und das Triumphgeschrei begleitete ihn und empfing ihn. „Vivat Prinz Ludwig!“ rief jeder Mund. So hatte noch Niemand den Erbprinzen begrüßt. Er empfand Neid gegen den geliebten Bruder; aber er dachte an Langer, und verzieh ihm den Triumph des undenkenden, wandelbaren Volks.

Ein geringfügiger Umstand bringt oft das ganze Schicksal des Lebens prophetisch vor unser Auge. Langer traf den Erbprinzen in seinem Zimmer, die Stirn tief in die Hand gestützt, an dem Auge noch die Spuren von Thränen.

„Was ist Ihnen, mein gnädigster Herr?“ fragte Langer bestürzt.

„O Langer, ich habe heute mein und meines Bruders Leben gesehen, ein dunkles Leben, aus dessen Mitternacht nur die Blitze des Hasses hervorsprühen. Er haßt mich; denn ich stehe seinem Gange zum Throne im Wege. Ich bin heute zu dem Wunsche gekommen, daß man mich in die Gruft unseres Hauses versenken möchte. Ich bin krank, glauben Sie mir, kränker als die Aerzte, die des Landes Hoffnung, meines Bruders Wünsche kennen, und meiner Eltern — o nein! O guter Himmel, laß mich das nicht glauben! — aber kränker bin ich, als meine Aerzte lügen. Er wird mich hassen, wenn ich lebe. O Himmel, nimm mein halb gefühltes Leben zum Lösegeld für seinen Haß!"

„Um Gottes Willen —"

„Ja, Langer, ja! Ich fühle es, er hat nicht ganz Unrecht, das Volk auch nicht. Es gehört Muth zum Leben, freudiger Muth zur That. O welch ein feuriger Muth, welche felsenfeste Standhaftigkeit zu einem Throne! Ach, diese eingesunkene Brust, als ob schon der Leichen-

stein auf ihr ruhte, hat keinen Raum für den Muth eines Fürsten. Muß ich denn durchaus Fürst seyn? O ich weiß, was Sie sagen werden. Ich sage eben das. Ich bin krank, sehr krank, und ich fürchte an der schlimmsten Krankheit, an Neid und Muthlosigkeit. Zum Tode bin ich krank."

„O Prinz! Wäre es Muthlosigkeit, obgleich sie den Arm zu jeder edlen That lähmt, so wollte ich dennoch sagen: leben Sie! Seyn Sie der edle Gedanke, der die That erfindet, und Sie werden Arme genug finden, welche die That ausführen. Aber Ihre Muthlosigkeit ist die Schwester der Bescheidenheit, die mehr große Thaten ausgeführt hat, als die blinde Verwegenheit. Wohnte in Ihrem Herzen die kalte, unbarmherzige Grausamkeit, die herrschsüchtige Tyrannei, oder der Wollust wilde Flamme, oder der unersättliche Geiz, oder die gesetzlose, ungerechte Willkühr: so wollte ich mit thränenden Augen sagen: laß den ehrgeizigen Bruder den Thron besteigen! Nein, Sie sollen ihm und dem Volke zeigen, daß nicht der wilde

Bergstrom, der von Felsen zu Felsen daher stürmt, es ist, der die Erde befruchtet, sondern der sanft fließende Strom, der Segen ganzer Völker. Das zeigen Sie ihm einst."

„Das Volk wird ihn immer an meine Stelle wünschen."

„Aber die Vorsehung nicht. Haben Sie vergessen, was Plato sagt: es ist leichter, ein großer Fürst zu seyn, als ein guter; es ist leichter, bewundert zu werden, als das zu billigen, was an uns bewundert wird."

So goß der edle Langer wieder Muth in das Herz des Prinzen, aber jede Stunde, welche beide Brüder neben einander verlebten, riß den Bruch in der Bruderliebe immer größer.

Die Blicke voll Bewunderung, die jeder Hofmann auf Prinz Ludwig warf, die tiefe Ehrerbietung, womit Jeder sich dem stolzen Jünglinge näherte, der Triumph der Damen, die der junge, schöne Prinz bei dem Balle zum Tanze auffoderte, die Schönheit seiner Gestalt, die beim

leichten Tanz noch einmal so schön war;
o und dagegen saß Heinrich, dem das ganz untersagt war, in einem Fenster, mit der alten Oberhofmeisterin, die ihn mütterlich liebte; und dennoch hörte sie kaum auf sein Gespräch, um desto aufmerksamer auf den schönen Tänzer zu schauen. „Ah voilà, Monseigneur!“ rief sie entzückt, da der Prinz den Tanz endigte.

Er mußte lächeln; aber dann lächelte er nicht, wenn sein Vater, den Triumph der Vaterliebe im Auge, mit dem geliebteren Sohne den Saal auf- und niederging, wenn er dem Minister winkte, und der dem Sohne Briefe zu lesen gab, als würden schon mit dem Erben des Thrones die Geheimnisse des Staates abgehandelt. Er lächelte nicht, da der Kammerherr von Strauch, der des Erbprinzen Fürsprache in einem Prozesse bei dem Fürsten vergebens gebraucht hatte — „Laß Dich darauf nie ein, mein Sohn,“ hatte der Fürst ihm kalt geantwortet. — Jetzt bat der Kammerherr seinen Bruder um

Fürsprache. Der Erbprinz hörte im langsamen Vorübergehn ein paar Worte, die er kannte, und nun trat sein Bruder zu dem Vater, bat mit stolzer Geberde, — o wie demüthig und sanft hatte der Erbprinz gebeten! — und der Vater lächelte, streichelte dem Bruder über das stolze Gesicht, und gewährte.

Er sah die Gewährung auf des Kammerherrn frohem Gesicht, und in der tiefen Verbeugung, die einer Huldigung glich. Nein, er lächelte nicht. Das Unrecht, das ihm geschah, warf Gift in seine Brust voll Güte. Er lächelte nicht, wenn sein Bruder bei ihm vorüber ging, und ihn von der Seite vom Kopfe bis zum Fuße maß. Er wallte in Zorn auf, da seine Freundin, die Oberhofmeisterin, nach einigen Tagen ängstlich nach seiner Gesundheit fragte, und da er antwortete: „So ziemlich, Mütterchen!" sagte sie, daß der Leibarzt doch gefürchtet hatte.

„Man fürchtet nicht, was man wünscht!" sagte er. „Geben Sie Acht, Madame, der Hofstaatsrath wird bald

um meinen Sarg handeln, und um die Trauer für den Hof."

„Pst! o Pst! Monseigneur!" sagte die Alte, und eine Thräne benetzte ihr Auge.

Waren beide Brüder zusammen, so behandelte ihn Ludwig mit einer formellen Ehrerbietung, die den Bruder aufbrachte. „Jetzt bin ich nur Dein Bruder noch," sagte Heinrich kalt — „und vielleicht werde ich nie mehr als Bruder. Ich bitte Dich, sey so lange Du selbst, als es seyn kann."

„Gut denn," sagte Ludwig stolz — „so darf der Bruder wohl um eine Erklärung Deiner Worte bitten."

„Fodern! O das darf Jeder. Jedes Herz, mein Bruder, muß hart werden unter dem harten Kontrast seiner Wünsche mit seinen Zweifeln, wenn nicht Liebe den Kontrast sanft verschmilzt. Gottlob! Ich liebe Dich! Wenn ich am Leben bleibe, so wirst Du es erfahren!"

Der Vater trat dazu. Er sah das Erblassen seines zweiten Sohnes, und er

machte dem Erstgebornen, da er allein mit ihm war, einige leise Vorwürfe. Es waren die ersten, sie drangen durch seine Seele. Er sah seinen Vater mit Augen, die sanft sich benezten, an, nnd sagte: „O ich liebe ihn ja! Ists denn meine Schuld, daß er nicht früher geboren wurde, als ich?"

Der Vater erblaßte. „Liebster Sohn," sagte er zitternd — „Gott gebe, daß zwischen Dir und Deinem Bruder nie davon die Rede ist." Er verließ ihn tiefsinnig, und sagte, da ihm Ludwig auf der Gallerie begegnete: „Ich befehle Dir die Ehrfurcht gegen Deinen Bruder, die dem Erbprinzen gebührt. Du darfst wohl über ihn klagen; aber er nie über Dich!"

„So klage ich denn über ihn. Er haßt mich."

„Stelle Dich an Deinen Ort gegen ihn, und Er, der alle Menschen liebt, wird den Bruder nicht hassen."

Nach acht Tagen aber hielt der Vater es schon für rathsam, den Prinzen wieder in seine Garnison, und von da zwei

Jahre auf Reisen nach Italien, Frankreich und England ohne seinen Oberhofmeister, dem Herrn von Buchhorst, zu senden, um die beiden Brüder so lange, bis das Schicksal es entschieden hatte, aus einander zu halten.

Auf diese letzte Entscheidung des Schicksals rechnete der ganze Hof, selbst der traurende Vater. Die Aerzte hatten gesprochen, sie wollten nicht widerrufen. Alles fing an sich vor dem stolz edlen Ludwig zu beugen.

Langer allein lächelte voll Zutrauen; denn der junge Arzt, den der Erbprinz jetzt in sein Gefolge bekommen hatte — er mußte ihn auf den kleinen Lustreisen, von einem Lustschlosse zu dem andern begleiten — sagte nach einigen Monaten zu Langern: „Meine Brüder im Aeskulap sind toll. Ich dachte, da ich zu dem Prinzen kam, der Tod stände dicht hinter ihm, und läse ihm seinen Lebenslauf so schnell ab, wie der Mönch sein Brevier, oder ein Anbeter des Lama seine Gebetsrollen umschwingt, und siehe

da, der Prinz ist gesund, nicht eben wie Herkules oder Milon; aber er ist gesunder als hundert Erbprinzen, die von den verbotenen Früchten nicht genascht, sondern mit vollen Händen gepflückt haben. Ich verordne ihm also, wenn ich dürfte, der Sedes wegen eine Reise über die Alpen, seiner Engbrüstigkeit eine Reise auf dem Weltmeere; aber doch, und das können Sie, Herr Langer, statt seines sanften Damenpferdes und des Schrittreitens, einen derben Normann und einen tüchtigen Trapp! Statt der Ptisanen Rindsmarksuppen, und ein Glas Niederungar, einen Tag um den andern ein Eisenbad, einen Fechtmeister, der ich selbst selbst seyn will. Ich war Senior im Orden. Und von Zeit zu Zeit einen Wettlauf, und dann gebe ich Ihnen mein Wort, nach ein paar Jahren wird er sich selbst eine Prinzessin verschreiben zur Nachkur, worauf denn allerlei Geburtsfeste folgen werden.“ Langer zitterte ein wenig bei diesem neuen Reglement; aber der junge Arzt schwor so arg auf die

Wahrheit seiner Kur, trug sie selbst dem jungen Prinzen vor, daß der Prinz sie darum schon billigte, weil sie ihm seinen Bruder gleicher machte.

Der Prinz brauchte die Rezepte seines Arztes. Er ritt, er focht, er aß, er trank. Er schlief besser, er wurde heiterer. Er machte mit Langer und dem Arzte meilenlange Spaziergänge.

Von seiner athemlosen Brust wurde ein Bleigewicht nach dem andern abgewälzt.

Da das alles aber ganz gegen den ernsten Befehl des Fürsten geschehen mußte, und was der junge Arzt, der die Welt, wenn nicht kannte, doch errieth, mehr fürchtete als den Fürsten, — gegen den noch strengeren Befehl der beiden Leibärzte und eines ganzen Collegii seiner ehrgeizigen Brüder in Aeskulap; — der, wie er sagte, sonst in Träumen heilte, was die Aerzte noch immer nachmachten, und selbst statt der Kranken träumten: so blieb die Gesundheit des Prinzen ein Geheimniß, erstlich, weil der Arzt die Blässe auf

seinen Wangen nicht in Rosen verwandeln konnte, zweitens weil der Erbprinz, nach einem langen Nachsinnen darüber, mit sehr ernstem Blick und Drohungen Langern und dem Arzte untersagte, von seiner Gesundheit zu reden. „Ich will krank scheinen!“ sagte er ein wenig bitter lächelnd. „Ich will!“ Und da er, wenn der Leibarzt bei ihm war, die Hand auf die Brust legte, ein wenig hustete, und auf die Frage: „Wie befinden sich Euer Durchlaucht?“ die Antwort gab: „Nicht besser, als immer!“ so dachte Jeder ans Erbbegräbniß, an das Trauergeläut, an die Leichenpredigten, die jungen Blondinen, wie schön ihnen das Schwarz stehen würde.

Langer hatte bisher dem Erbprinzen es verhehlt, daß ihm, von jedem Menschen im Lande, das Todesurtheil schon gesprochen war; aber der junge Arzt, der von der Universität gerade in die fürstlichen Vorzimmer versetzt war, und der sich das Leben selbst nicht viel anders dachte, als das Triennium der akademischen Freiheit,

setzte sich zu dem jungen Fürsten, und mahlte ihm aus, wie das preiswürdige Konsistorium schon über dem Leichentext schwitzte, und wie der Oberhofprediger schon in Youngs Nachtgedanken nach rührenden Antithesen auf der Jagd wäre für seine Leichenpredigt; wie der ganze Hof schon vor den größten Spiegeln Stunden nähme in der Kunst mitleidige Gesichter zu schneiden, wie der Hofmarschall den Peter Kamper ämsig studierte, durch welches Paar Nerven die Natur den Schmerz und die Würde seines Amtes zugleich ausdrücke; „denn, Euer Durchlaucht, der Mann ist so ins Lächeln hinein gekommen, daß er in Angst ist, er vergreife sich in dem rechten Nervenpaar, und lächle statt zu weinen."

Der Erbprinz, der so etwas zum erstenmal hörte, und gern, lachte und fragte: „Und mein Bruder? mein Bruder?"

Langer, der schon lange ungeduldig zugehört, und dem Arzt zugewinkt hatte, rief jetzt: „Der Name Ihres Durch-

lauchtigen Herrn Bruders ist zu groß, als daß er in einem solchen Scherze vorkommen dürfte."

„Er soll auch im Ernst vorkommen!" erwiederte der Prinz scharf. „Reden Sie, Doktor; und mein Bruder?"

Der Arzt verstummte vor dem Gesichte Langers.

„Ich wills Euch sagen!" rief der Prinz. Dann aber warf er sich an Langers Brust, und rief unter einer Flut von Thränen: „Läge er im Sarge, o glaubt es mir! glaubt es mir! Könnte der Arzt seine ausgelöschte Brust wieder mit dem Athem des Lebens beseelen, und foderte meine Krone dafür, und alle meine Hoffnungen, seht, ich würde sagen, nimm meine Krone, und gieb sie ihm, und laß ihn leben! Es ist mein Bruder! O Langer, Langer, wie dank ich Dir jetzt, daß, obwohl Deine Brust voll Schmerz war, wie meine, über ihn, daß Du nie ein Wort gebrauchtest, um meine Liebe gegen ihn auszulöschen! Ja, ich liebe ihn noch, und bin ich todt — denn wer weiß,

ob nicht die Gesundheit in meiner Brust das letzte Lächeln des Lebens ist, was der Tod, wie man sagt, jedem Sterbenden giebt — so gehe zu ihm, Langer, und sage, mein letztes Wort sey Liebe für ihn gewesen, und die Bitte, das Volk, was jetzt sein ist, zu beglücken."

„Fürst!" rief Langer — „jetzt sitzen sie auf dem schönsten Throne der Erde, auf dem Throne der Liebe! O nie komme aus Ihrer Seele diese Minute, die stolzeste, die ein Mensch erlebt."

Der Erbprinz ging bewegt in sein Kabinet.

„Seyn Sie künftig behutsamer, Doktor!" sagte Langer, Dem Arzte begegnete, was ihm lange nicht begegnet war, er weinte.

Das erste, warum der Erbprinz seinen Vater bat, war um eine Reise nach Italien. „Mein Arzt meint, die Reise über die Berge, und der milde Himmel Italiens, müßte mir gut thun."

Der Vater schlug es besorgt ab, versprach ihm dagegen eine Reise an den Hof

seines Oheims, und seufzte, da sein Sohn wie ein Kind sich auch auf diese kleine Reise freute. „Ich glaube," sagte er zu seiner Gemahlin — „er könnte seine Erstgeburt gegen eine Blume vertauschen."

Ach, der Vater fühlte nicht, wie viel dem Sohn, der nur von einem Lustschlosse zum andern kam, eine Reise über die Grenze seines Landes schien. Es war doch ein Blatt aus dem großen Kranze der Ehre seines Bruders.

Er verglich, da er abreiste, sich mit Ludwig. Sein Bruder reiste mit dem Pompe eines großen Gefolges, und Er allein mit Langer und dem Doktor, wie inkognito.

Auf der Reise erfuhr er noch, daß sein Bruder zurückkam. Die Heere Deutschlands zogen ins Feld, auch das Regiment seines Bruders.

„O warum," sagte er betrübt, da er die mächtigen Anstalten zum Kriege sah, die unter froher Musik vorüber rückenden Regimenter, die er aus seinem Wagen neidisch sah — „o warum, wenn ich nun

einmal sterben soll, läßt man mich nicht mit dem Degen in der Hand sterben! Sie könnten mir ja dann doch eine Lorbeerkrone, die ich verdiente, mit in den Sarg geben! O warum eröffnen sie ihm alle Triumphpforten der Ehre, und mir nur die dunkle, hinab führende Pforte des Grabes?“

Aber dennoch kam er heiter an dem Hofe seines Oheims an.

Man empfing ihn freundlich als einen Verwandten, aber in geräuschloser Stille. „Meinen Bruder empfinge man anders!“ sagte er sanft lächelnd. Aber in seinem Innern hatte er einen stillen Wunsch, den er selbst Langern verschwieg, und der ihm die Reise so angenehm gemacht hatte. Er hatte das Portrait seiner Kusine in den Zimmern seiner Mutter gesehen, als Vestalin gemahlt. Wenn ihn Niemand bemerkte, und selten ja bemerkte ihn Jemand, betrachtete er das Portrait, die Unschuld des schönen Gesichts, das süße Lächeln des Mundes, und drückte es tief in sein unschuldiges Herz. „O könnte

ich," dachte er — „diesen Mund einmal reden hören, könnte ich diese schöne Gestalt sich bewegen sehen, könnte ich diese Unschuld, die ein schönerer und bedeutenderer Schmuck der Vestalin ist, als der Schleier, nur einmal auf dieser Dianenstirn strahlen sehen!"

Er hatte von allen von ihrer Schönheit reden hören, und er hörte gern davon. Denn — er wagte es kaum zu denken — er fühlte verschämt die Wärme seiner Wangen, wenn er es dachte. Das Land fiel an sein Haus bei dem Tode von Karolinens Vater. Ja, er hatte wohl ein räthselhaftes Wort vernommen, daß die Prinzessin dem Erben seines Vaters wohl bestimmt sey.

Der Doktor hätte die liebliche Karoline gesehen, und er redete auf seine Weise von ihr.

„Wenn man sie sieht, Euer Durchlaucht, so sind alle Zaubermährchen wahr, daß es Schönen gegeben, die den kalten Marmor einer Statue mit Liebe entzündet haben. Ich sah sie in der Hofkirche,

denn ich war ein wahnsinniger Narr, ich lief überall hin, wo diese schöne Sonne leuchtete, ich sah sie beten. Und wäre ich ein Bruder- oder Vatermörder, Euer Durchlaucht, so würde ich sagen, schlage für mich Dein Auge in die Wolken, und ich bin mit dem Himmel versöhnt. Ich sah sie tanzen. So leicht steigt eine Göttin vom Olymp auf die Erde."

Er brachte den Arzt immer wieder auf dieses Gespräch, und jedes Wort, jedes schöne Bild drückte sich in die jugendliche Seele, die jetzt von den Strahlen der Gesundheit umglänzt, alle Verlangen der Jugend auf einmal fühlte. Er gestand nach langen Kämpfen mit verschämter, weiblicher, schöner Erröthung, dem, der ihm die Gesundheit und den Wunsch der Liebe gegeben hatte, dem Doktor seine geheime Sehnsucht, und der Doktor enthüllte ihm die Wünsche seines Hauses, und des seines Oheims.

„Es tönt wie ein Traum," sagte der Prinz — „aus meiner Kindheit zu mir,

daß man Willens war, meinem Bruder —"

„Das mag gewesen seyn. Dem Erbprinzen ist die Hand der reizenden Karoline bestimmt. Sie werden sehen."

O mit welchem Herzen fuhr er in die Residenz seines Oheims ein! O mit welcher Sehnsucht sah er dem Augenblicke entgegen, da sein Oheim ihn der Fürstin und ihrer Tochter vorstellen würde.

Der Augenblick war endlich da. Er betrat das Zimmer seiner Tante mit geheimen Schauern, als stånde die Gestalt seines Bruders auf der Schwelle, um ihn zurückzudrången.

O er erkannte Karolinen auf den ersten Blick mitten unter ihren Hofdamen, und sie trat ihm, ehe er ihr vorgestellt wurde, mit dem Zauberlåcheln einer dreifachen Liebe entgegen, als ihrem Verwandten, als dem Bruder ihres Kindheitsgespielen, und als dem zum frühen Tode geweihten Opfer.

Da stand er vor ihr, ganz schwarz gekleidet, als trauerte er selbst um sein jun-

ges Leben, ohne irgend ein Zeichen seiner Würde — Man soll ja Todte nicht schmücken. Ihr Schmuck ist ja die bleiche Farbe, die er auch hatte. O wie drang das alles auf einmal in ihr mitleidiges Herz! und verwandelte alle ihre Empfindungen auf einmal in Mitleiden, und in zarte Liebe gegen ihn. O armer Jüngling, was schlägt Dein Herz vor freudigen Schauern bei ihrer Güte, bei dem weichen Tone ihrer Stimme, womit sie Dich empfängt, bei alle den freundlichen Namen der Verwandschaft, womit sie Dich benennt. O es ist nicht die glänzende Morgenröthe der Liebe, die Du auf ihrem lächelnden Gesicht erblickst. Es ist die irrdische Morgenröthe des jungen Tages, die aus Nebel und Thränen besteht. Es ist das schöne Mitleiden mit Deiner Jugend und mit Deinem Geschick, armer Jüngling! Ach, er verwechselte seinen innern Werth mit seinem äußern, seine Wünsche mit ihren, das freundliche Lächeln eines menschlichen Mitleidens mit dem Lächeln seines dunkeln Schicksals.

Er war zum erstenmale froh wie ein Gott, und seine edlen Hoffnungen gaben seinen Wangen Farbe, und seinen Blicken Feuer.

Kleine mädchenhafte Feste wurden seinetwillen angestellt, die ihn ärgerten; aber mitten in diesen Festen schwebte Karoline, wie eine tröstende Göttin an seiner Seite, mit des Mitleidens innigster Hingebung, mit des sanftesten Vertrauens schöner Liebe.

Sie ersann ja jeden Tag eine kleine Freude für ihn, ein süßes Geschenk, sie that alles, was er nur wünschte, ehe er es wünschte. Sie irrte ja an seiner Seite, ihre Schritte für den Kranken verzögernd, durch die Rosenlauben des Gartens, durch das Dunkel des Parks. Ach, sie saß neben ihm, und sang ihm mit ihrer schönen Stimme in mitleidiger, wehmüthiger Täuschung, die Freuden des Lebens, die Hoffnung des Glücks. Sie wollte auf seine letzten Jahre noch die Freuden, die sie hatte, legen, und sie legte statt dessen die Leidenschaft der Liebe, und einen lan-

gen Schmerz auf das arme Leben des Unglücklichen. Aber gönnt das kleine Glück einer großen Täuschung dem Armen! Die dunkle Gewitterwolke hängt ja schon nahe an dem Rande seiner Sonne.

Sein Bruder Ludwig zog mit seinem Regimente durch die Residenz, wo er war.

Die erste Nachricht davon brachte die Stadt in einen fröhlichen Tumult. Es wurden die prächtigsten Anstalten getroffen, den jungen Helden zu empfangen. Karolinen fand der Erbprinz bei der schönen Arbeit, einen Lorbeerkranz zu flechten für seinen Bruder. Er setzte sich ein wenig eifersüchtig zu ihr, und sie, mit einer höhern Röthe auf den Wangen, und mit glänzendern Augen, erzählte ihm von den schönen Tagen, da sein Bruder der Spielgefährte ihrer Kindheit gewesen war. Sie mahlte ihm alle die seligen Augenblicke ihrer Spiele, und umhing sie mit dem Zauberlicht der alten Liebe und der neuen Freundschaft, daß sie ihn nun endlich wiedersehen sollte, der ein Mann, ein Held

geworden war, der alle Lorbeern der Erde verdiente.

Er ging träumend in der Gallerie, wo sie allein mit ihm saß — denn ihre Damen sollten an dem Kranze nicht helfen — auf und nieder. Und doch dauerte seine Täuschung fort. Er wußte ja, wie herzlich er die wenigen Freuden seiner Kindheit noch liebte. Er erinnerte sich des Gärtnerknabens, der mit ihm gespielt hatte, und der in der Erde ruhte, noch mit so viel Liebe, daß er aus seinem Grabe noch alle Jahre mit Thränen in den Augen einen Blumenhügel machte.

Aber da er mit Karolinen auf dem Balkon des Schlosses stand — man hatte ihm aus Aengstlichkeit verweigert, mit zu reiten, dem Bruder entgegen — da der Haufen des jubelnden Volkes aus der Gasse hervordrang, da die Trompeten schmetterten, und Karoline ängstlich mit zitternder Hand seine ergriff, da sein Bruder, den blitzenden Degen in der Hand, an der Spitze seines Regiments auf einem stolzen Engländer, der stolz auf seine edle

Last, tanzte, nun sichtbar wurde; da das Regiment vor dem Balkon einschwenkte, der junge Held das schöne Mädchen auf dem Balkon begrüßte, und Karoline sich in tiefer Ehrfurcht dreimal tief verbeugte, und des Volkes Jubelgeschrei in den Gruß der Beiden hineinstürmte; o da trat er zurück, und sagte leise: „O trockne Dein Auge, und dann schließ es auf immer!'

Aber da kam er selbst in den Saal gestürzt, und knieete nach Ritterweise vor ihr, und küßte die Hand, die sie ihm reichte, und rief: „O meine schönsten Träume sind Wahrheit geworden, o möchten meine ehrfurchtvollsten Wünsche auch erfüllt werden!"

Sie antwortete nur mit Lächeln und Thränen.

„O," fuhr er fort — „ich habe nichts vergessen. Ich spielte in meiner Kindheit mit einem Engel, und glaubte, es sey ein Mädchen. Jetzt, da ichs sehe, möchte ich wünschen, mein Irrthum wäre geblie-

ben, und sie wäre noch Kind und Mädchen."

„O Vetter, soll ich die Einzige seyn, der Sie schmeicheln?"

„Eben darum schmeichle ich nicht, weil Sie die Einzige sind. Ich sah am Hofe des Infanten von Portugal einen unschätzbaren Edelstein. Wer trägt ihn? fragte ich ihn."

„Niemand, weil er unschätzbar ist. Trüge ihn ein König zum Schmuck der Krone, so könnte der Stein nur an Werth verlieren; denn dem Einzigen kann man nicht schmeicheln."

„O wie weit sind Sie von uns gewesen! Ich freue mich, daß Sie uns nicht vergessen haben."

Zehn Schritte von dieser Unterredung stand mit dem blasseren Gesicht der Bruder, und sah, wie recht sein Bruder hatte; denn Karoline war ein Engel geworden, der entzückte, ein entzückender Engel der jugendlichen Liebe."

O mit welcher Sprache könnte ich jetzt die Erstarrung seines Herzens mahlen,

da ihm sein Bruder mehr als den Thron nahm, die Geliebte. Er konnte nicht ein Wort finden, seinen Bruder zu begrüßen. Er stand vor ihm mit gläsernem, erloschenem Auge, mit dem kalten, eiskalten, erblaßten Gesicht, und machte nicht Eine Bewegung, da sein Bruder, wie er von Karolinen seinen Namen hörte, sich tief und ehrfurchtsvoll vor ihm bückte.

Die herankommenden Verwandten mit dem Hofe machten der stummen Verwirrung, in der sich Beide befanden, ein Ende.

„Seht Ihr, wie er mich haßt!" sagte Ludwig zu dem Generaladjutanten, der sein Vertrauter war. „Und warum? weil er mich glücklich sah. Denn ich wollte schweigen, wenn er sie liebte, dieses göttergleiche Mädchen."

„Wer weiß auch?"

„Wer es weiß? Ich! Zur Liebe gehört Muth, ritterlich seyn. Es ist nicht seine Schuld, daß er mich haßt; das weiß ich, das will ich mir alle Morgen, wenn ich erwache, vorsagen, Abends, wenn ich mich

mich niederlege, solls mein Gebet seyn. In seiner engen, leeren Brust wohnt nichts als der Neid gegen das frische Leben jedes Jünglings. Das ist nicht seine Schuld. Das kann nicht anders seyn."

Ach, wie unrecht that er dem Bruder! Er knieete vor dem Schicksal, und bat um nichts, als um Geduld, und um ein Grab, das alle Schmerzen seines wunden Herzens heilen möchte. O der kalte Eisgletscher in seiner Brust wuchs immer höher, und füllte jede warme Stelle in seinem Herzen aus.

Er trat mit dem hoffnungslosen Gesicht vor Langer hin. Langer meinte, der ritterliche Zug seines Bruders, die Lorbeern, die ihm der Jubel des Volkes gegeben, hätten ihn eifersüchtig gemacht.

„O nein, liebster Langer," sagte er sanft, die Hand verneinend und langsam hin und her bewegend — „ich wünsche jetzt etwas Gutes. O ich wünschte, daß ihm das Geschick alle Lorbeern der Ehre, alle Oelzweige der Güte und des

Friedens, alle Kränze jeder großen und edlen Eigenschaft um sein Haupt flechten möge! Glauben Sie mir, ich könnte ihm jetzt, so arm ich auch jetzt bin, meinen Thron ruhig abtreten, und mich an meinem Grabe genügen lassen; denn jetzt verdient er jedes Glück, und bedarf jeder Tugend."

Langer verstand ihn nicht; aber gegen seinen Arzt, obgleich er weniger Vertrauen zu ihm hatte, und auch weniger Achtung, redete er aufrichtiger. Er gestand ihm nicht mit Worten, aber mit Händedrücken und Seufzern die unendliche Liebe, die er gegen die Prinzessin Karoline fühlte, und dann erzählte er ihm mit einem kalten Heldenmuthe, und mit der wehmüthigsten Resignazion, die Unterredung Karolinens mit seinem Bruder, deren Zeuge er gewesen war.

Der Arzt zog die Stirn in tausend Falten, in jeder Falte lag ein Fluch auf den Bruder, der dem geliebten Prinzen alles nahm. Er wäre kühn, wäre es nicht der Prinz gewesen, vor Ludwig hinge-

treten, und hätte den Nebenbuhler seines Herrn vor die Klinge gefodert. So setzte er sich nur mit der gerunzelten Stirn an das Klavier, und spielte die Melodie: Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute ꝛc. Aber unter diesen Tönen richtete sich auf einmal in der Seele des Prinzen die ganze Kindheit mit allen ihren schäferlichen Träumen — daraus nur bestanden die Freuden seiner Kindheit — auf; denn das Lied hatte des Gärtners Sohn, sein Spielgefährte, ihm hundertmal vorgesungen, und sang es ihm den Tag vor seinem Tode, da der Prinz ihn heimlich besuchte. Ach, die Musik weckt am schönsten und am traurigsten die ganze Kindheit. Da wurde der Prinz zu weich, und in dieser weichen Stunde gestand er ihm seine ganze, hoffnungslose Liebe, und alles.

Der Arzt ging fluchend durch das Vorzimmer, und geradesweges zum Leibarzt des Fürsten. Er sagte ihm, was die Leibärzte seines Hofes von des Erbprinzen

Gesundheitszustande dächten und seine eigene Meinung, und bat ihn um Rath.

Der Leibarzt besuchte den Erbprinzen, und fand die Aussage seines jungen Kollegen gegründet, und den andern Tag schon war alles am Hofe auf einer anderen Stelle.

„Den Teufel!" rief der junge Arzt — „wenn sie seine Frau ist, und sein Herz erst kennt, das millionenmal mehr werth ist, als die hohe Gestalt seines Bruders, und alle Ehrenkränze, die er mit dem Degen in der Hand pflücken wird, so wird sie mir danken, daß ich rasch durch das närrische Gewebe von Intriguen und Jammer geschnitten habe."

Der Fürst examinirte den Erbprinzen, seinen Neffen, den Leibarzt, des Prinzen Arzt, Langern, die Bedienten, hatte ein paar Unterredungen mit seiner Gemahlin, ein Kurier ging an des Erbprinzen Vater. Man fing an, den Erbprinzen auszuzeichnen. Man redete von seinen vortrefflichen Eigenschaften, man wünschte ihm Glück zu seiner wiederkeh-

renden Gesundheit. Man berief sich auf die Geschichte, in der hundert Fälle vorkommen, daß ein schwacher Prinz Greis, und der Stammvater eines gesunden Geschlechts geworden.

Die Prinzessin Karoline hatte die Farbe verloren, und ihre jugendliche Heiterkeit. Sie machte beim Spiel die Parthie mit dem Erbprinzen. Prinz Ludwig stand in der Ferne, und käute mißmuthig an den Nägeln. Sein Oberhofmeister, der Herr von Buchhorst, der auf ein paar Tage zu seinem Vater gegangen war, weil der Prinz noch mehrere Tage bei seinem Oheim bleiben wollte, kam eilig zurück, und der Befehl war gekommen, daß Ludwig, seinem Regimente vor, ins Hauptquartier zu eilen habe.

Ludwig sagte kalt zu Buchhorst: „Ich sehe, was man will. Aber beim Himmel, man thut nicht wohl! Bei Gott! man thut nicht wohl. Den Thron hat mir seine Erstgeburt genommen; aber was hat die Erstgeburt, ich frage Sie, Buchhorst, was hat sie mit den natür-

lichsten Empfindungen des Herzens zu schaffen? Man gab mir Hoffnungen, und was man mir gegeben, ist mein! Und was mein ist, werde ich zu vertheidigen wissen. Buchhorst, sagen Sie ja meinem Vater, daß ein Thron für mich keine Freistätte für Ungerechtigkeit ist. Was ich darf, was ich will, soll mir Niemand entreißen, keine Gewalt, kein Arm, und trüge er den Zepter der Erde. Er ist Erbprinz, ich nichts. Er lasse sich an dem Fürstenstuhl genügen; aber er taste ja nicht an, was mein ist. Er ist Fürst, ich ein Mann. Was mehr ist, Fürst oder Mann, Gewalt oder Muth, das entscheide das Geschick zwischen mir und ihm, wenn es mein Vater nicht entscheiden will! Ein Bettler kann in meines Vaters Lande Gerechtigkeit fodern, und schlägt man sie seinem Sohne ab, so hat er aufgehört, Sohn und Bruder zu seyn: so entscheide die rohe Gewalt, und müßte mein Blut auf dem Blutgerüst fließen."

„Sind Sie rasend, Prinz?"

„Rasend? Kalt wie der Entschluß. Und liebte ich auch nicht, Buchhorst: so sollte doch kein Mensch es wagen, mir etwas zu rauben, was mein ist. Ich will! Sagen Sie das ihnen, die in dem kalten Kabinette nicht berechnen, was ein Mann kann, darf und muß! Ich muß, weil ich will! Schreiben Sie das meinem Vater. Er soll ja vorher des Schicksals ernste Macht berechnen, und alles Unheil, was keine Thräne, keine Reue wieder gut machen kann!

Er schellte. Er ließ sein Pferd satteln.

„Sagen Sie meinem Oheim," fügte er noch kalt hinzu — „der schnelle Befehl meiner Obern hätte mir die Zeit genommen, mich zu beurlauben, und kommen Sie morgen nach."

Er ließ sich nicht halten. Er stieg zu Pferde, und reiste mit seinem Gefolge ab.

Man glaubt gewöhnlich, an den Höfen wird jede Veränderung des Hofsystems leise und unbemerkt gemacht. Nein, jede

Veränderung ist dort rauher, härter und schneller, nur das Gesicht des Hofmanns zeigt es nicht an. Karolinen wurde durch die Oberhofmeisterin angedeutet, nicht durch die mitleidige Stimme der Mutter, oder den weichen Ernst des Vaters, daß sie die Misères ihrer kindischen Liebe von heute an vergessen müßte. Die gehorsame, furchtsame Prinzessin wurde tief empört durch das kalte Gesicht und den gleichgültigen Ton, womit die Dame ihr das entsetzliche Unglück in der französischen Sprache ankündigte.

„Wie?“ rief sie bitter — „man meint wohl, ich könnte mein Herz so schnell ändern, als man hier die Gesichter ändert? Nein! Nimmermehr! Soll ich die Tochter des Aermsten in meines Vaters Lande beneiden? Nein! Nimmermehr! Das Herz hat auch in meinem unglücklichen Stande seine Rechte, und ich habe den Muth, sie zu vertheidigen.“

Die Dame veränderte nicht Stimme, nicht Gesicht bei der Klage des gebrochenen Herzens. Sie sagte noch kälter, als

stände sie mit dem Mädchen auf einem Theater: „Nous ferons bien changer ce courage insensé. Pensez-y bien Madame!“

Der Versfall dieser Worte — denn es waren anderthalb französische Verse — erbitterte die Prinzessin noch mehr. „O ja!“ rief sie lebendig, und die Hände zusammen schlagend — „es kann eine Tragödie werden, aber keine französische.“

Sie verbeugte sich und ging in ihr Kabinet.

Aber alles ging rasch vorwärts.

Der Erbprinz erhielt reiche Equipagen, reiche Livreen, einen Hofstaat. Fest reihete sich an Fest. Man gab dem Prinzen die Weisheit Kastors, und man fand sein Gesicht interessanter als seines Bruders. Jeder war entzückt, der ein paar Worte mit ihm geredet hatte. Auf seiner Brust blitzte eben der Orden, den sein Bruder trug. Sein Arzt wurde Hofrath, und Langer, der nicht wußte, wie ihm geschah, Studiendirektor, mit Sitz und Stimme im Konsistorium.

Diese ganze Veränderung gab dem Prinzen Zutrauen auf sich selbst und die Selbstständigkeit, die ihm gefehlt hatte. Er wurde heiterer, er fing an, mit zu reden, und sein Oheim erstaunte jetzt im wahren Ernst über den Reichthum seines Wissens, über seine genaue Kenntniß des Landes, des Volkes, der Gesetze und der Mißbräuche im Lande; aber noch mehr erstaunte er, da er den ganzen Reichthum seines edlen, menschenfreundlichen Herzens erkannte. Alle waren glücklich; der Erbprinz schwebte in der Hoffnung einer seligen Zukunft. Denn sein Arzt, der das weibliche Geschlecht kannte, gab ihm die feste Versicherung, daß die dunklen Wolken von der schönen Stirn Karolinens verschwinden würden, wenn sie erst sein Herz kennen würde.

„Aber mein Bruder —" mit diesen Worten schloß der Erbprinz jedesmal tiefsinnig die Unterredung, und war er allein, so sagte er mit einem mitleidigen Seufzer: „Ach, mein Bruder! mein Bruder!"

Langer wußte von gar nichts, was um ihn her vorging. Er war nur glücklich, daß er den jungen Fürsten so heiter sah.

Eine kleine Begebenheit änderte wieder alles. Karoline war mit ihrer Mutter auf ein nahes Lustschloß gefahren. Der Erbprinz hatte die geheime Erlaubniß, den andern Tag nach zu kommen.

Der Prinz fuhr ab mit den schönsten Hoffnungen; denn Karoline war doch zuweilen, wenn er lange mit ihr geredet hatte, heiterer geworden, besonders wenn er ihr von seiner verlassenen Kindheit lange erzählte, von seiner Liebe zu dem Gärtnerknaben und seinem Tode. Sie wendete ja das Auge freundlich auf ihn und sagte nur: „Ach, Sie waren dennoch recht glücklich."

Er kam auf dem Lustschlosse an, und fand Niemanden mehr, als den alten Kastellan. Die Fürstin war mit Allen diesen Morgen weiter gereist, zu ihrer Schwester, die ein Zufall in die Gegend gebracht hatte.

Der Prinz durchstreifte die Zimmer. Karolinens Zimmer schloß ihm der Kastellan lächelnd auf und geheimnißvoll. Dann ging er. Karoline hatte den Schlüssel mitgenommen, aus Vorsicht. An der Guitarre, die in dem kleinen von blühendem Je länger je lieber verschleierten Zimmer auf dem Sofa lag, an den vielen Blumen, die da umher standen, und dann an Karolinens Schahl, den sie vergessen hatte, erkannte er, dieses sey Karolinens Zimmer gewesen.

Er nahm die Guitarre, und spielte den Anfang der Melodie: Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute — er berührte den Schahl mit zarter, zitternder Hand. Er trug von dem offnen Schreibtische eine Immortelle an die Morgensonne. Vor diesem Schreibtische hatte sie also gesessen, ach, vielleicht an seinen Bruder mit schönem Herzpochen gedacht, oder — o wäre sein Geschick so freundlich — wohl auch an ihn und an seine stumme Liebe.

Seine Hand faßte unter diesen Gedanken ein Papier. Er hielt es vor seine Augen, die Thränen verdunkelten, nicht es zu lesen, aber sein Auge sah seinen Namen auf dem Papiere. Er war allein. Dem ersten heftigen Triebe folgend, verschloß er die Thüre, und las, was die Geliebte geschrieben. Es klang so: „O was habe ich Arme denn verbrochen, meine geliebte Bertha, daß das Geschick schon so früh den Myrthenkranz von meinen Locken reißt, und die dunkle Zypresse und den Schmuck des Sarges, den Rosmarin um meine Jugend schlingt? O die Freundschaft, Dich, meine geliebte Bertha, löste des Schicksals harte Hand zuerst von meinem Leben ab, und dann — o soll ich Dir seinen Namen nennen? Des Geliebten Namen, meinen Ludwig? Ach, mein Vater flocht ja seine Gestalt, seine Spiele, sein Lächeln, seine Liebe so fest in meine Kindheit, daß ich ja die schönste Zeit meines Lebens ganz vergessen müßte, wollte ich ihn vergessen. Ach und das, das Unmögliche will man.

„O sieh, Bertha; ich hatte ihn so lange nicht gesehen, und doch war er ewig mir gegenwärtig, wenn von irgend einer großen, edlen Handlung die Rede war, so stand er vor mir. Alle Tugenden glichen ihm, die kleinen, häuslichen und schönsten Tugenden der Liebe, der Treue, des Vertrauens, trugen sein Gesicht, und ich mußte ihn immer mehr lieben. Meine Mutter lächelte, wenn ich von ihm mit der flammenden Liebe meines Herzens redete, mein Vater segnete mich, wenn ich seinen Namen nannte, denn sein Name sollte ja einmal mein Name werden. O so gaben sie meiner Liebe Flügel, und machten aus meinen Wünschen Gewißheit.

„Nun stürzte mein Vater ins Zimmer zu mir, athemlos, seinen Ernst über der frohen Nachricht vergessend, die er der glücklichen Tochter zu bringen hatte, und rief: „„Er kommt, Karoline! Ludwig kommt!" Meine Mutter brachte auf ihren Freudenthränen mir die entzückende Nachricht: „„Er kommt!" Meine Frauen kamen mit blitzenden Augen, und

mit vor Freude glühenden Wangen in mein Zimmer, und ihre Blicke sagten: „„Er kommt!‟ Wenn ich mich am Fenster zeigte, wenn ich auf den Balkon trat, so begrüßte das fröhliche Volk das glückliche Mädchen. Ach, es war das Geheimniß, dessen Freude ich ja mit allen Herzen theilte.

„Nun kam er endlich, und knieete vor mir. O! O! Bertha! Und lauter fröhliche Blicke wünschten mir Glück.

„Auf einmal stürzte die dunkle Gewitterwolke über mein Haupt. Er reiste ab, ohne mir es zu sagen; die Oberhofmeisterin — o warum wählten sie die kalte Frau, das Todesurtheil über mein Haupt auszusprechen? — kündigte mir an, daß ich meine Hoffnungen, mein Leben, mein Seyn, meine Liebe dahin geben sollte, so kalt, als wäre vom Wechsel meiner Handschuhe die Rede. Man gab mir nicht undeutlich zu verstehen, ich sey für den Erbprinzen bestimmt, der eben bei uns war.

„O meine Bertha! Welche Augenblicke! — Welche Stunden! Welche Tage!

„Der Erbprinz — man hatte allgemein geglaubt, er würde nicht am Leben bleiben, und man hatte sich geirrt — liebt mich! O mit einer stummen, ehrfurchtsvollen Liebe. Man hat mir erzählt, daß er mich geliebt, ehe er mich gesehen. Man will mich für ihn einnehmen. O das, das allein hat man nicht nöthig; denn ich kenne ihn, ich achte sein Herz, seinen stillen, feinen Geist, obgleich sein Bruder ihn haßt, und mit welchen flammenden Hasse, da er merkte, sein Bruder liebte mich.

„„Seine Liebe,“ rief er mit flammenden Blicken mir zu — „„ist nicht Liebe; denn seine Seele hat nicht Kraft genug zur Liebe. Es ist nicht einmal Haß gegen mich. Denn mich zu hassen ist er zu schwach. Es ist nichts, als die kleinste, die niedrigste, die armseligste aller Leidenschaften, der Neid gegen mich. Denn würfe ich meine frohen Blicke auf den leuch-

leuchtenden Himmel, so würde er, stünde es in seiner Macht, den Himmel mit dem Dunkel seiner eigenen Seele überziehen, lieber des Lichtes darben, als mir es gönnen. Ich aber hasse ihn, mit des Hasses verzehrender Flamme, ewig! ewig! Aber er wage es, dieser unnatürliche Bruder, die Hand an das zu legen, was mir theurer ist, als mein Leben! Er wage es! —"
Sieh, Bertha, so redete er, und dennoch mußte ich ihn desto mehr lieben. Er ging, ohne ein Wort zu sagen, und auch darum mußte ich ihn mehr lieben. Ich liebe ihn um alles, um seiner Fehler so gut, als um seiner edlen Tugenden willen.

„Manchmal ist mirs, als müßte ich seinen Bruder hassen, als haßte ich ihn; aber steht er vor mir, mit seinem weichen Gesicht, mit den flehenden Blicken, so kann ich nichts als Mitleiden für ihn fühlen; aber kommt einmal das Wort Liebe über seine Lippen, o dann — dann — werde ich ihn hassen, wie einen bösen Dämon, der seine verderbende Hand nach dem Glück seines edlen Bruders, und

nach dem Glück der unschuldigen Karoline ausstreckt!"

— — —

„Eben habe ich mit meiner Mutter gesprochen. Sie hat mir bestimmt erklärt, daß das Wohl des Landes es durchaus foderte, daß ich dem Erbprinzen meine Hand geben müßte.

„Muß ich, denn welche Zuflucht habe ich? O wäre ich nicht so genau bewacht, ich würde in dem Kleide einer Bettlerin dieser verhaßten Verbindung bis an das Ende der Erde entfliehen. Muß ich, Bertha, o muß ich, so werde ich ihn nicht lieben, sondern seufzen und sterben. Das allein fühle ich so gewiß, als ich fühle, ich werde seinen Bruder ewig lieben.

„Aber muß ich denn? O welcher Mensch, der Muth hat und Liebe, dürfte müssen? Ludwig hat seinen vertrautesten Freund, einen Sohn des Herrn von Buchhorst, seines Hofmeisters, hier gelassen. Niemand weiß um die Verbin-

dung, selbst der Vater nicht. Er erscheint an unserm Hofe. Meine Blicke fliegen ihm entgegen, wenn er eintritt. Er legt unbemerkt den Finger auf die Lippen, und lächelt mir zu. So lange der lächelt, verzweifle ich nicht, und wäre die Flucht die letzte Zuflucht der unglücklichen Liebe, so wähle ich sie, ehe ich den Händen der Brüder die blutigen Waffen aufzwänge; denn ich weiß, wie Ludwig den Bruder haßt. Und kann er Ludwigen lieben, er, der ihm grausam das ganze Glück seines Lebens, die Geliebte raubt? O hartes Verhängniß! Wie wird das werden? O hartes, dunkles Verhängniß!"

Das war der Brief, den der Erbprinz las. Karoline hatte den Schreibtisch verschlossen, und öffnete ihn wieder, um etwas zu nehmen. Ihre Mutter trieb, Sie vergaß ihn zu verschließen, verschloß aber das Zimmer, und glaubte sich sicher.

Der Erbprinz las den Brief wohl dreimal. Dann schob er ihn unter die andern Papiere, verschloß den Schreib-

tisch, nahm den Schlüssel zu sich und verließ das Zimmer.

„O hartes, dunkles Verhängniß!“ sagte er wohl zehnmal, im Garten auf- und abgehend, immer mit weicherer Stimme und Herzen. „Welche Macht kann den heillosen verflochtenen Knoten lösen?“ fragte er sich selbst. „Die Gerechtigkeit! sagt Langer. O Du guter, edler Mensch, nur die allmächtige Hand des Himmels, meine nicht.“

Immer trüber und weicher wurde er. In dieser weichen Auflösung seines Herzens rief immer eine weiche Stimme in seinem Herzen: „Karoline liebt ihn ja! Dein Bruder liebt sie! O Du kannst den Knoten lösen, und den Haß in Liebe, den Schmerz in Freude verwandeln!“ Und der Prinz hatte den höheren Heldenmuth der Menschlichkeit, auf diese Stimme seines innern Geistes zu hören.

„O nein!“ sagte er leise — „Du sollst nicht seufzen und sterben. Sieh, ich will die Morgenröthe meiner Hoffnung

über Dein Leben hängen, und meines bedecke die alte Dunkelheit."

Dann sagte er nach einer Pause: „So fahr hin, Du wilder Mensch! Aber ich will Dich nicht hassen, diese edlere Kraft hat meine Seele. Ich gebe Dir mehr als meinen Thron, meine ganze Hoffnung. Sieh, ich strecke meine Hand nicht nach Deinem Glücke aus. Sey denn glücklich! und laß mich auf dem harten Sitze des Thrones seufzen und sterben!"

Er befahl, daß angespannt wurde, und fuhr in die Stadt.

Er war fest entschlossen, die ganze Begebenheit, und auch seinen Entschluß, als das tiefste Geheimniß zu bewahren. Er sah das Mittel recht wohl, alles wieder zu verändern. Er klagte seinem Oheim über seine Gesundheit, seine Farbe, seine Traurigkeit bestätigte seine Klage. Er verlangte nach Hause. Langer war besorgt.

Er fiel lächelnd an seine Brust, und sagte: „Seyn Sie ohne Sorge, mein theurer Lehrer, ich bin gesund; aber

schweigen Sie. Es geht etwas vor, dem ich nicht anders abhelfen kann." Er ging nach Hause. Die Aerzte triumphirten, da er wieder seine Einsamkeit bezog, und seine Tage in traurender Stille wegschmachtete.

Sein Bruder erhielt von Buchhorst Nachricht von der neuen Veränderung. Karoline erhielt aufs neue lächelnde Blicke und Anspielungen auf ihre Wünsche von ihren Eltern; aber an eiue Verbindung war nicht eher zu denken, als bis Tod oder Leben des Erbprinzen entschieden war.

Der Prinz entschied anders. Er machte kleine Reisen in Deutschland. An einem kleinen Fürstenhofe lernte er die Tochter eines armen appanagirten Prinzen kennen. Sie war eine Waise, und eine sehr arme Waise, und verstoßen dazu.

Die Aehnlichkeit ihres Schicksals mit seinem, machte sein Mitleid rege; dann, da er das schöne Herz der jungen Dame kennen lerute, das sich schnell gegen einen

Mann öffnete, der von allen allein auf sie achtete, auch seine Neigung. Die Gewißheit wenigstens hatte er, er würde an der Seite dieses Mädchens nicht unglücklich seyn; aber er wußte, er würde die Einwilligung seines Vaters und seines Oheims nicht erhalten. Er schwieg also.

Auch hier fand er, wie überall, den Freund seines Bruders, den Herrn von Buchhorst. Aber da er einmal das Schwerste, die Liebe, besiegt hatte, so überwand er den Widerwillen, den er gegen den Spion seines Bruders hatte, leichter. Er stand ihm Rede; sonst war er ihm ausgewichen, und Beide sahen sich mit großen Augen an, da sie in einander etwas ganz anderes fanden, als sie erwartet hatten. Der Erbprinz fand in Buchhorst einen poetischen, idealischen, weltbürgerlichen Heroen, der unter einem kalten Kopfe ein glühend heißes Herz verbarg, und unter einer stechenden Satyre auf das Leben, die wärmste Theilnahme an dem einzelnen Menschen.

Sein Vater, der Oberhofmeister des Prinzen Ludwig, und das Bild seines Sohnes, paßte also so wenig für den Hof, als der Hof für ihn; da man aber für den wilden Prinzen Ludwig unter allen Höflingen nicht einen fand, der Charakter genug hatte, den Zügel des wilden, unbändigen Prinzen in fester Hand zu halten, so sah man sich gezwungen, dem Herrn von Buchhorst die Stelle anzutragen, der sie auch auf ein Jahr annahm.

Nach einem Jahre hatten sich der Knabe und sein Hofmeister so in einander gefunden, daß Buchhorst blieb. Der Oberhofmeister hatte den Grundsatz, daß ein Knabe unter seines Gleichen leben muß, um nicht kriechen oder herrschen zu lernen, und so that er seinen Sohn aus dem Hause, obgleich er mit dem Prinzen von einem Alter war, und der Fürst es gern gesehen hätte, wenn Buchhorst ihn mit dem Prinzen erzogen hätte.

Nur in den Schulferien sahen sich die beiden jungen Leute auf ein paar Tage.

Prinz Ludwig fand sich gezwungen, trotz seines Stolzes, den Knaben zu ehren der nicht wie die übrigen, die wohl zu ihm kamen, gebückt, sondern, eben weil er ein Prinz war, recht gerade und aufrecht vor ihm stand.

Der Prinz verlangte also nach Niemand lieber, als nach Buchhorst dem Sohn; aber der Vater erklärte durchaus, nein, und dieses nein verdroß beide Knaben gleich, weil es ein nein war, und so machte Buchhorst der Sohn vierzehn Tage länger Ferien, die er heimlich in seines Vaters Hause mit dem Prinzen zubrachte. Das zog die beiden wilden Füllen noch näher an einander. Sie hatten ein Geheimniß zu bewahren.

Wenn der alte Buchhorst mit seinem Prinzen mit der Schwalbe aufs Land zog — denn das hatte er sich ausgemacht bei seiner Bestallung — so war der junge Buchhorst, der den Frühling eben so liebte, als sein Vater, den Mai durch, im nächsten Dorf in einer Bauerhütte, und Nachts streiften die beiden Jünglinge

durch Höhen und Thal, schliefen unter dem Himmel, und schworen sich nach jeder solchen Nacht eine ewige Freundschaft, bei deren Bestallung aber der Sohn ebenfalls sich ausmachte, daß der Prinz davon ganz ausgeschlossen seyn mußte.

Von dem allen wußte der Vater nichts, oder er stellte sich wenigstens, als wüßte er nichts; aber kein anderer Mensch wußte etwas davon; denn ein Geheimniß, das Niemand ergründet, ist der Jünglinge edelste Lust.

Da Ludwig auf Reisen ging, ohne seinen Oberhofmeister, so hätte sein Jugendfreund, der ebenfalls Europa durchschwärmen wollte, ganz öffentlich mit ihm gehen können; allein er stieß erst, unter dem Namen Strube, am Rheine zu ihm, und der Stallmeister des Prinzen, der ihm von seinem Vater zugegeben war, mochte drohen, so viel er wollte, er müsse es dem Fürsten melden, so gab dennoch der Prinz seinem Gefolge Befehl, ihn in dieser oder jener Stadt zu erwarten, und beide Jünglinge allein zogen auf Aben-

theuer aus, die ihrer unbesorgten Verwegenheit auch genug aufstießen.

Auf dem Rütli in der Schweiz waren sie eine Nacht, nicht einen ewigen Bund für die Freiheit eines Volks zu schwören, sondern sie schworen hier, von den Geistern jener großen Schweizer umgeben, den ewigen Bund einer Freundschaft ohne Gleichen. Sie schworen hier ab, in erhabener, jugendlicher Lust, die Knechtschaft der Ehrlosigkeit, der Untreue, der Feigheit, sie schworen sich eine ewige Treue, die unverbrüchlich seyn sollte, selbst unter den Schrecken des Todes; sie wollten nie und nimmer einander etwas verbergen — „als was die Freundschaft verbergen muß!“ fiel Buchhorst ein.

„Nichts, nichts sollst Du mir verbergen!“ rief Ludwig.

„Was mit diesem Eide der Freundschaft besteht, will ich verbergen; denn abhängig von Dir will ich nicht seyn. Dagegen fodere ich blinden Glauben, wenn ich Dir sage, es ist so! Und gebe Dir blinden Glauben an Dein Wort! Denn

glauben muß die Freundschaft, aber nicht alles wissen!"

„Ich glaube Dir, Deinem Ja! Blind, Strube, ohne zu zweifeln! Und gleich sind wir, was der eine besitzt, gehört dem andern."

„Den Fürsten abgerechnet. Mit dem habe ich nichts! Und willst Du eine schlechte That begehen, so mahne ich Dich dreimal, und folgst Du nicht: was wird? Rede!"

„So bin ich Dir mit meinem Leben verbunden."

„Das schenke ich Dir vorher! Aber dann trete ich vor Deine Stirn, sehe verachtend Dich an, und unser Bund ist gebrochen."

„Himmlisch, Strube, so ists! Der Augenblick kommt uns nicht! Aber ich habe das Recht, an Deinem Geschick zu helfen, als wäre es mein eigenes, ohne daß ich einem oder Dir Rechenschaft davon zu geben hätte, als dieser Nacht hier auf dem Rütli! Du auch mir! Solls nicht seyn?"

„Das versteht sich ohnehin, obgleich Du da auf eine Zeit zielst, wo Du glaubst, des Schicksals Rad in den Händen zu haben. Aber es sey also! Denn glauben, blind glauben, soll der Freund dem Freunde. Nein darf er sagen ohnehin! Denn des Menschen Wille ist allein unabhängig. Und nun, Ludwig, mögen unsere Worte und unsere Schwüre gen Himmel steigen, und dort mag sie des Schicksals nie irrende Hand in sein Buch tragen. Ich breche sie nicht. Ich trotze dem Leben, der Zeit, dem Tode, und was mächtiger ist als Leben und Tod, den Leidenschaften, der Liebe, allen!"

Das schwur ihm Ludwig nach, und nun fielen sie sich in begeisterter, überirdischer Trunkenheit einander in die Arme, und Buchhorst sagte, außer sich vor erhabener Empfindung: „Das ganze Leben ist nichts gegen diesen Augenblick; denn sprich, was habe ich Dir zu opfern, auch wenn das neidische Schicksal es rächen wollte, daß wir auf Erden schon Götter seyn wollten? Was? Nur Einen Augen-

blick! Denn das Leben hat nur drei Augenblicke, nicht Einen mehr; der Vergangene, der Gegenwärtige, der Zukünftige. So arm ist das Leben, und so reich, so königlich reich, ist die Freundschaft. Und Dich habe ich gefangen; denn wenn Du nun auf Deinem Throne sitzest, und die Sünde in der Gestalt des Schmeichlers vor Dir knieet, oder die Leidenschaft Dich Gewaltigen lockt, und Du alle Fesseln der Menschheit zerreißt; so zerreißt Du meine Fesseln nicht; dann tritt die Freundschaft vor den mächtigen Fürsten, und sagt: „Gedenke des Rütli's und Deines Eides."

Thränen strömten aus seinen Augen, aus des Fürsten Augen. Es war eine jugendliche, übermüthige Stunde; aber sie blieb lebendig, wie ein himmlischer Schutzgeist, vor ihrem Leben stehen, wie des Schicksals ernstes Gesicht, wie die Zukunft mit ihren geheimen Geisterschauern.

Von diesem Tage an waren sie treue, vertrauende Freunde, und da der Prinz jetzt darauf drang, er sollte ihn unter sei-

nem wahren Namen von jetzt an begleiten, schlug Buchhorst es schlechterdings aus.

„Nein!" rief er — „kein Weib wird so oft von ihrer Eitelkeit, kein Fürst so oft von seinen Schmeichlern betrogen, als das Gewissen sich selbst betrügt. Ich will gewiß seyn, daß ich von dem Fürsten nichts gewollt habe, und darum entsage ich Jedem, was ein Fürst mir geben könnte. Ich bin Strube, Du Ludwig. Von Dir nehme ich alles, von dem Fürsten nichts. Eben darum will ich unsichtbar Dein Begleiter seyn. In dunkeln Nächten will ich Dich nur sehen, als wären wir Verschworene. Heiße ich Buchhorst, so kennst Du mich nicht, und ich nicht Dich. Und sitzest Du endlich auf dem Throne, so wirst Du erst sehen, welch ein Schutzgeist dieser unbedeutende Schwarzkopf Dir und Deinem Lande seyn kann. Und darum Adieu! In Mailand treffen wir uns wieder."

So lebten sie, bis Buchhorst, da Ludwig ins Feld zog, den Aufseher seines Bruders bei Karolinen machen

mußte. Schon das hatte Buchhorst übel genommen, daß der Prinz seiner Geliebten ihre Freundschaft entdeckt hatte.

Buchhorst folgte dem Erbprinzen in sein Land. Er kannte ihn aus den Beschreibungen seines Bruders als einen kalten, engherzigen, feigen, begeisterungslosen Menschen, der nur den Thron zu seinem Schlafsessel gebrauchen wollte.

Hier an dem kleinen Hofe lernte Buchhorst den Prinzen Heinrich kennen, und erstaunte, da er einen Blick in sein weiches, warmes Herz, und in seinen reichen Geist that.

Er mußte ein entsetzlicher Heuchler seyn, wenn Ludwig mit seiner Meinung von ihm Recht haben sollte, und das verlohnte wohl die Mühe, es zu untersuchen. Und er untersuchte. Er fand des Prinzen Arzt im Weinhause, wo er ihn schon oft gefunden. Buchhorst satyrisirte über Höfe, über das ganze Wachsfigurenkabinet der Höflinge, unter denen Niemand lebendig ist, als der Fürst, über die sinesischen Wackelköpfe an den Höfen, die

nicht

nicht auf der Brust aufsitzen, sondern lose in den Schultern eingelassen sind, um den Kopf gegen den Pöbel, der nicht hoffähig ist, hinten über zu werfen, und gegen den Fürsten zum Ja vorn über. „Leibarzt möcht ich seyn, weil er der Einzige am Hofe ist, der befehlen darf, denn er dient einem größern Herrn als dem Fürsten, dem Tode."

Der Hofrath mochte das gern hören, ob er selbst es gleich verschworen hatte, Satyren zu sagen auf den Hof. Es war eine Art von Freundschaft zwischen Buchhorst und dem Arzte, ihrer Freimüthigkeit wegen.

Der Arzt hielt seinem Prinzen laute Lobreden, und nahm ihn unter dem Haufen der Höflinge aus.

Buchhorst gab keine Ausnahmen zu, bis denn der Hofrath ins Einzelne überging, und auf den Bruder kam. Sie stritten hin und her, bis der Hofrath, von Wein befeuert, und von seiner Liebe gegen den Erbprinzen, Buchhorsten

die Liebe des Prinzen gegen Karolinen verrieth.

„Eine Liebe in einer kranken, schwindsüchtigen Brust, eine Schneeflocke im April, die fällt und zergeht.“

Der Arzt fuhr auf, und mahlte des Prinzen Liebe mit Flammen, und dann — erzählte er ihm leise, wie auf einmal es mit seiner Liebe vorüber gewesen, um dem Bruder, der ihn haßte, nicht unrecht zu thun, wie er glaubte. Nach einem langen Streite, in dem der Arzt siegte, wurde Buchhorst tiefsinnig.

Er besuchte den Arzt, den er als einen freien Mann hochachten lernte, und fand den Prinzen oft bei ihm.

Buchhorst und der Arzt behaupteten Beide, daß die Erfahrung tausendmal mehr werth sey, als Buchwissen, und darum sey es recht, wenn jeder junge Mensch die Welt ein wenig durchliefe.

Der Prinz behauptete sanft das Gegentheil. „Aus des Polybius Beschreibung des Hofes Philipps und seines Ministers Apelles, und des Ho-

ses zu Alexandrien, habe ich die Höfe, auch die größten, besser kennen gelernt, und den Menschen zugleich, als der beste Hofmann, der nichts kennt, als sich und den Fürsten, der unbeholfen ist, sobald er mit einem Manne zusammen stößt. Was lerne ich denn im Leben, in dem kurzen Leben, auf dem engen Schauplatze des Lebens? Die Sitten Eines Menschen. Aus der Geschichte lerne ich den Menschen kennen, den Menschen aller Jahrhunderte, den Menschen in allen Verhältnissen, in den edelsten, und den armseligsten.

Buchhorst stritt, obgleich er von Anfang des Prinzen Meinung war, und so mußte der Prinz seine Meinung aus einander setzen.

Dabei kam aber auch zum Vorschein, daß der Prinz ebenfalls glaubte, daß in dem stillsten Geiste die erhabensten Empfindungen gerade ihre Wohnung hätten, wie die Heldentugend, und daß hohle Fässer am lautesten tönten, daß die Seele eines Jünglings den Wunsch nach Bewegung, zum Reisen haben müsse, frem-

de Länder zu sehen, Abentheuer zu erleben; aber wessen Herz von dem Anblick der Alpen, oder des Kaukasus, oder von dem Anblicke des unendlichen Meeres befriedigt würde, sey des Anblicks der Erde nicht werth, nicht werth des erhabensten Anblicks, der Nacht und des Sternenhimmels.

„Ich habe es tausendmal auch gewünscht," setzte er mit einem trüben Blick hinzu — „und wünsche es noch, die Ferne zu sehen; aber ich weiß, die schönste wie die weiteste hätte mein Herz nicht gesättigt."

Buchhorst sprang mehrere male auf, während der Prinz mit seiner leisen, aber wohlklingenden Stimme das alles sagte. Aber der Prinz fuhr fort: „Die jungen Leute zu unserer Zeit glauben, Lärm machen gehöre zu einem freien Mann, zu einer erhabenen Seele. Wer frei ist, und vorzüglich nicht der Sklav seiner eigenen Leidenschaften, sagts nicht, und unterlassen ist meistens schwerer als unternehmen, wie der Muth weniger ist

als Standhaftigkeit und Standhaftigkeit weniger als die Geduld, womit ein guter Mensch das kleine Gute, das ihm das Geschick vergönnte, tausendmal wiederholt."

Es ist wahr, der Prinz zielte mit alledem ein wenig auf seinen Bruder.

Buchhorsts ganzes Herz öffnete sich gegen den Prinzen, und er zeigte ihm seine Achtung auf seine Weise, so daß er sich mit Ueberschreitung alles Zeremoniels dem Prinzen näherte; aber der Prinz hielt seinen Rang fest, und Buchhorst blieb vor diesem erblaßten, weichen Gesicht zurückhaltender als je.

Auch lag es noch immer auf des Prinzen Herzen, daß Buchhorst der Spion seines Bruders bei ihm war, obwohl er die Freimüthigkeit des jungen Mannes, und sogar seine zynische Verachtung des Unterschiedes des Standes leiden mochte, des Kontrastes wegen mit sich selbst, der ihn zu ehren gewohnt war.

Desto vertraulicher hing sich der Arzt an Buchhorst, und da der Prinz sei-

nen Arzt sehr liebte, fast mehr als Langern, gegen den er eine kindliche Achtung fühlte, so ließ er sich es gefallen, seine kleinen Reisen in Buchhorsts Gesellschaft zu machen, und immer mehr fühlte sich der Prinz von Buchhorsts hohem Charakter angezogen, selbst wider seinen Willen, auch war wohl der geheime Wunsch mit im Spiel, daß sein Bruder ihn kennen lernen sollte durch Buchhorst.

Das geschah nicht; denn Ludwigs Briefe athmeten nichts als Haß und Verachtung gegen seinen Bruder. Buchhorsts Briefe, die das Lob des Erbprinzen enthielten, reizten seinen Haß noch mehr. Er antwortete ihm: „O wäre es möglich, Buchhorst? Müßte ich auch Dich an den feigen, gleißenden Heuchler verlieren? Müßte ich? Nein! Denk an unsere Schwüre auf dem Rütli, und laß den Freund nicht untergehen, dem nichts auf der Erde mehr geblieben ist, als die Freundschaft.

„Der Thron ist sein! Meine Geliebte, — hat er mir geraubt. Nimmt er mir nur eine Fiber von Deinem Herzen, so muß ich verzweifeln."

Buchhorst antwortete: „Denk an den Rütli, Ludwig! Denke daran, daß ich gegen keinen Menschen meine Freiheit freier erhalten werde, als eben gegen den Freund, gegen Dich. Ist er ein Heuchler, so ist ers allein, und so will ich wenigstens die Fußtapfen dieses schleichenden Thieres kennen lernen. Nun kein Wort wieder über ihn, und — laß mich!"

Der Arzt erzählte Buchhorst, alle die kleinen Begebenheiten, welche die beiden Brüder entzweit hatten. Buchhorst kannte ja den Ehrgeiz seines Freundes, seinen Wunsch nach dem Throne seines Vaters, den er hinter den tugendhaftesten Entschlüssen verhüllte. Er hatte ja tausendmal mit ihm darüber gestritten. Er sah recht wohl, wie Ludwigs Haß so fürchterlich hatte wachsen müssen. Er zitterte vor dem Geschick seines Freundes,

wenn der Erbprinz Fürst werden sollte, und er beschloß, wenn es der Erbprinz verdiente, als versöhnender Geist zwischen die beiden feindlichen Brüder zu treten.

Seinen Ludwig kannte er, und er hatte seine Seele durch die romantischen Schwüre ihrer Heldenfreundschaft an sich fest gebunden. Er wußte, er würde die Schwüre nicht brechen, aus Stolz nicht. Aber den Erbprinzen kannte er nicht, und so oft er es auch wagte in der Stunde einer warmen Begeisterung Heinrichs Herz an sich zu reißen, so wars nicht möglich. Der Fürst trat sogleich zwischen die Vertraulichkeit, zu der er ihn zwingen wollte.

Der Prinz behandelte ihn wie den Arzt, noch vertraulicher; aber immer mit der ruhigen Würde des Fürsten, der wohl Vertrauen giebt, aber keines nimmt.

Einen Tag ritten sie über ein altes Schlachtfeld, wo Graf Bernhard die Ungarn geschlagen hatte vor Jahrhunderten.

„Und kein Stein hier?" sagte der Prinz sanft — „mit dem Namen Bernhard, der das Andenken der edlen That erhielte? Wir sind undankbar, Buchhorst."

Der Prinz war abgestiegen, auch Buchhorst; die Reitknechte zogen die Pferde Langern und dem Arzte nach, die über die Abkunft der Ungarn redeten.

„Und keine Himmel ansteigende Pyramide," sagte Buchhorst mit leuchtenden Augen — „steht hier mit den Namen Bernhard und Adelbert, das Andenken der edleren That als einer gewonnenen Schlacht zu erhalten!"

„Welcher, Buchhorst? Welcher?"

„Hier fiel ein Freund für seinen Freund. Ein Knappe für den Fürsten, Adelbert für den Grafen Bernhard. Aber der Fürst war es werth, einen solchen Freund zu haben. Sie hatten den Bund auf Leben und Tod geschlossen, und er starb für den Fürsten. Bernhard nahm die Rache an den Ungarn, und starb

dann seinem treuen Adelbert nach im Kloster."

„Man sagt, Fürsten können keine Freunde haben," sagte wehmüthig der Prinz. „Ich möchte die Ursach wissen!"

„Weil sie den Fürsten nicht vergessen können."

„Oder umgekehrt, Buchhorst, weil auch der edle Mensch den Fürsten nicht vergessen kann. Und so wärs ein Unglück, aber nicht die Schuld der Fürsten. Kennen Sie einen Fürsten, der einen Freund hat, einen Freund auf Leben und Tod? Die Beide den Fürsten vergessen haben?"

„Ich kenne Einen."

„Sie meinen sich und meinen Bruder?"

„Sie wissen —" fragte Buchhorst erstaunt, und höchst befremdet.

„Durch einen Zufall; auch das weiß ich, Buchhorst, und es thut mir weh, daß Sie bei mir sind, um über mein Leben Buch zu halten für meinen Bruder."

Buchhorst sah ihm vertrauend ins Auge. „Ja, dazu suchte ich Ihre Be-

kanntschaft. Aber ich habe viel Gutes von Ihnen zu Buche getragen."

„Schmeichlen Sie?"

„Nein."

Er sah ihn bei diesem Nein starr an; dann füllten sich seine Augen mit Thränen.

„Sind Sie der Freund meines Bruders? Sein Adelbert?"

„Ja!"

„Und Er Ihr Bernhard?"

„Ja!"

„Darf ich wissen, wie das gekommen?"

Buchhorst erzählte von seiner Kindheit und Ludwigs, von ihrem geheimen Zusammenseyn, von ihren Reisen oft lange Zeit unter fremden Namen, von ihrem Schwur auf dem Rütli.

„Und glauben Sie an meines Bruders Freundschaft?"

„Wärs denn Freundschaft?"

„O Herr von Buchhorst, so beneide ich meinen Bruder schon wieder. Ihm gab das Glück alle die edelsten Freuden

des Lebens, und mir schlug es sie alle ab, und ließ mir nichts als einen einsamen Thron. O Buchhorst! — Haßt mich mein Bruder?"

„Ja, sehr bitter."

„Und das darf der Freund von dem Freunde sagen?"

„Eben darum, weil er sein Freund ist, darf er alles, was er will."

„O Buchhorst, wie hat es mein Bruder angefangen, diese Freundschaft zu gewinnen? O dieses Herz," sagte er, und seine Augen wurden naß — „versteht zu lieben. O ich wollte Ihr Adelbert seyn! Aber Sie — o ich vergesse — Sie dürfen ja mein Freund nicht seyn. Sie müssen mich ja hassen, und stürbe ich zehnmal für Sie."

Buchhorst stand da und schluchzte. So hatte sein Herz noch nichts in der Welt bewegt, als diese Unterredung.

„O Buchhorst, bei diesem Blutfelde, wo ein Freund für den andern starb, könnte ich Sie um Ihre Freundschaft bitten, wenn Sie sie mir nicht ewig abschla-

gen müßten; denn Sie könnten mir den Bruder versöhnen."

„Das — o, das — o Gott! — das kann ich nicht!" sagte er erblassend und zitternd. „Aber das kann ich. Ich will Ihr Adelbert seyn."

„Und ich, Buchhorst, Dein Bernhard!"

Der Prinz fiel mit einer seltenen Heftigkeit an Buchhorsts Brust, und seine warmen Thränen benetzten Buchhorsts Wangen. „Aber mein Gott!" fuhr er heftig fort — „wie können Sie? Wie dürfen Sie?"

„Ich darf," sagte Buchhorst erhaben, seine Hand auf des Prinzen Brust legend, wie zum Schwur — „ich darf diesem Herzen treu seyn, wenn es sich selbst treu ist, und der Freundschaft, der Freundschaft, die einen Menschen will, einen Freund, und keinen Knecht. Hier ist die Rechte zum Bunde auf Leben und Tod, auf festes Vertrauen, auf felsenfesten Glauben an Sie, an Ihr Wort, an mich, an mein Wort. Hier ist unser

Rütli! Aber ich verwahre meine Freiheit gegen Sie, wie gegen Ludwig."

„O nimm mich ganz, mein ganzes Herz. Ich habe den Fürsten vergessen, glaube mir, mein Adelbert. So sollst Du heißen!"

„Und Sie Bernhard! Das sind die geheimen Namen unseres Bundes, die Niemand wissen darf, als wir Beide. Vor den Augen der andern sind wir uns Fremde."

„Mein Bruder darf freilich nicht wissen —"

„O der dürfte es wissen, wenn die Freundschaft es geböte; aber kein Dritter. Dürfen Sie mir sagen, wie Sie erfahren, daß ich der Freund Ludwigs bin?"

„Alles darf ich Dir sagen. Aus einem Briefe Karolinens an eine Bertha."

„Bertha? Der Unbesonnene! Wie aber?"

Der Prinz erzählte seine Liebe, die Entdeckung der Liebe Karolinens zu

seinem Bruder, den festen Entschluß, ihr zu entsagen.

„Edler Mensch! Und dennoch wird Ihr Bruder Sie hassen, o schon darum hassen, weil Sie entsagen konnten, was ihm das höchste Glück des Lebens ist. Bernhard," hob er auf einmal an — „Ihr Bruder ist ein edler Mensch."

„Und er haßt mich!"

„Er haßt Sie, und dennoch ist er ein edler Mensch. Und der Geist der Freundschaft, alle Geister des Himmels bestätigen mein Wort: dieser Haß muß in Liebe enden! Muß? muß? Sie entsagten der Geliebten; aber ich fürchte, Sie werden sie dennoch heirathen müssen."

„Adelbert, bei unserer Freundschaft! Ich sage nein!"

„Sie werden dennoch müssen."

„Nein! sage ich!" rief der Prinz begeistert, und reichte ihm muthig die Hand. „Sie lieben sie!"

„Von jetzt an nicht mehr."

Sie konnten nichts mehr sagen; denn Langer und der Arzt näherten sich.

Diese ganze Szene hatte mit Riesenkraft auf des Prinzen Seele gewirkt. Er fühlte heute zum erstenmale sich erhaben und verklärt von dieser riesenhaften Freundschaft, die das Leben wie das Schlechtere hinwarf, aber die Freiheit nicht. Er wollte so jugendlich groß seyn, wie Buchhorst, wie sein Bruder, größer wie Beide. Der seltsame Freundschaftsschwur auf dem Rütli, und seiner hier auf dem Schlachtfelde, die erhabene Foderung der Freundschaft, daß der Freund unbedingt dem Freunde glauben muß, dieses geheimnißvolle Vehmgericht der Tugend, dem jeder Trieb, jeder Wunsch, jede Leidenschaft sich schweigend unterwirft, hatte sein ganzes Wesen zu einer hochlodernden Flamme gemacht. Er stand zwischen seinem Bruder und Buchhorst wie unter höhern Wesen, aber jetzt selbst ein höheres Wesen. Alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, alle Rücksichten, die ihm sonst so theuer waren, schienen ihm so kleinlich, daß selbst der Thron und die fürstliche Macht wie ein Spiel vor der

Gewalt

Gewalt einer so tugendhaften Freundschaft erschienen. Mit einem male stand er unter allen Ehrenpforten und Triumphbogen der Ehre, der Jugend, der Kraft und des Heldenmuths. Und was die Hauptsache dabei war, das alles war zum erstenmale; so flog er rasch, sich selbst überspringend, alle Gefahren, alle Folgen von sich stoßend, vom Entschluß zur That. Er wollte die Achtung des Freundes verdienen, die Liebe des Bruders, aber nicht gewinnen.

Da er zurückkam an den kleinen Hof, bewarb er sich so eifrig um die Gunst der verwaiseten und übersehenen jungen Fürstin, daß die Arme dennoch zuletzt, mit unruhigem Herzklopfen, glauben mußte, es sey nicht Scherz, oder gar Spott.

Juliane, so hieß sie, entdeckte sich der Fürstin, der einzigen am Hofe, von der sie geliebt wurde — ihre Mutter war ihre Freundin gewesen.

„O mein theures Kind, wenn Du Dich nicht irrst. Denn — es scheint unmöglich!"

Da wiederholte mit jungfräulichem Erröthen und trostlosen Thränen Juliane die eigenen Worte des Prinzen Heinrich, die er ihr auf dem Balle gesagt hatte.

Die Fürstin erstaunte, aber schwieg.

Den Tag darauf traf sie den Prinzen im Garten allein. Sie redete, um den Uebergang zu finden, von seinem Oheim, von den Reizen seiner Kusine, und spielte glückwünschend auf eine Verbindung mit ihr an.

Der Prinz stand still. Er sagte, sie errathend, mit der größten Ruhe: „Man redet von dieser Verbindung mit mir oder meinem Bruder? Mit mir ist sie unmöglich."

„Unmöglich, mon Cousin? Ein junges Herz übersieht oft, wie viel möglich werden muß; aber es ist grausam, mein lieber Vetter, ein fremdes Herz zum Opfer seines eigenen Irrthums zu machen."

„Meinen Thron könnte ich zum Opfer meines Irrthums machen, aber kein Herz

eines Menschen, meine gnädigste Frau Tante."

„Sie haben zu meiner Nichte, der Prinzessin, Dinge gesagt, im Scherz wohl; aber —"

„Im Scherz? O erschein ich Ihnen so niedrig?"

„Es wäre übler gethan, wenn es Ihr Ernst wäre.

„So habe ich denn sehr übel gethan; denn es ist der heiligste Ernst meiner Seele, und ich setze mein Leben daran, es auszuführen."

Die Fürstin erröthete halb vor Angst, halb vor Freude. Sie schwieg Eine Minute. Aber in dieser Einen Minute berechnete sie das Alter von des Erbprinzen Vater, seine Schwäche, des Erbprinzen gestärkte Gesundheit. Sie sah eine Möglichkeit, wenn der gütige Himmel ihre so lang vergessene, edle Nichte in seinen Schutz nehmen wollte.

„Ihr Herr Vater —" sagte sie das Wort bezeichnend.

„Er liebt mich. Und wer weiß, ob er nicht einen Ausweg, der einen häuslichen Kummer von seinen letzten Tagen nähme, gern sähe, wenn er ihn auch tadeln müßte.“

Sie verstand ihn, denn wer kannte nicht die Feindschaft der beiden Brüder?

„Mich dünkt, jeder gute Geist, und jeder gute Mensch müßte meinem theuren Wunsche eine helfende Hand bieten.

„Der Mensch müßte mehr wissen, als ich weiß.“

„Man dringt nicht in mich wegen meiner Heirath, und ich weiß, man wird nicht in mich dringen. Und — er sah die Fürstin mit glänzenden Augen an — o dürfte ich aufrichtig seyn!“

„Sie dürfen.“

„Ich habe einen Vorwand, jede Verbindung auszuschlagen.“ — Sie verstand ihn. — „Und ich werde ihn gebrauchen, bis ich freier Herr über meinen Willen bin. Der Vorwand ist von der Art —“

„Ach, ich weiß, ich weiß.

„Nur Ein Opfer muß ein fremdes Herz mir bringen, das meine Hoffnungen, und jenes Herzens Hoffnungen, das unser Glück sichert.“

„Welches?“

„Eine heimliche Verbindung.“

Die Fürstin erblaßte. „Geschwind, lassen Sie uns schweigen, kein Wort mehr! Ihnen kann ich verzeihen, aber nie werde ich mir verzeihen können?“

Aber der Prinz fuhr fort, ihr ruhig auseinander zu setzen, wie ganz gefahrlos das Mittel zum Ziel führe, daß im schlimmsten Falle einer Entdeckung ihm die Verzeihung seines Vaters gewiß wäre, eben weil gar nichts anderes übrig bliebe, als Verzeihung, daß er nur der Fürstin, die Julianens Mutter sey, Schweigen, und nicht einmal ihre Einwilligung verlange, daß er nur von dem Herzen der geliebten Juliane die Unruhe nehmen möchte, die ein solcher Schritt mit sich führe, daß aber eben diese geheime Verbindung alles sicher und gewiß machte, daß selbst im Fall seines Todes das Geschick

der geliebten Juliane heiterer sey: so daß die Fürstin, die ohnehin ihrem Geschlechte nach, das Geheimniß liebte, immer mehr Theil an dem Plane des Prinzen nahm.

Sie machte tausend Einwendungen und Schwierigkeiten, nur damit er sie auflösen sollte, und zuletzt sagte sie: „Ich habe damit nichts zu thun. Ich mißrathe es Ihnen. Was ich allein thun kann, Ihr Vertrauen zu mir zu belohnen, ist, daß ich den unbesonnenen Plan verschweigen werde. Ich hoffe, Sie werden meine arme Nichte, deren Herz Ihnen freilich entgegen kommen könnte, nicht in ein Meer von Unruhe stürzen." Sie brach ab.

Sie umarmte Julianen mit dem Vorsatze, ihr alles zu verschweigen; aber kann eine Frau schweigen?

Juliane erfuhr die Hälfte, errieth die andere. Sie zog Hoffnungen aus den dunkeln Worten ihrer Tante.

Sie sah den Prinzen. Sie hörte ihn an.

Sie erblaßte, da sie seinen Plan erfuhr. Aber die schmeichelnde Beredtsamkeit der Liebe ist mächtiger als alle Gründe der kalten, ernsten, harten Vernunft. Nichte und Tante fanden jeden Abend eine Schwierigkeit weniger, und zwei andere leichter, bis sie gar keine mehr fanden. Nur die letzte Entscheidung verweigerte die Fürstin, bis die Nachricht zu ihr kam, des Prinzen Vater werde immer schwächer. Man erwarte seinen Tod bald. Da gab sie ihre Einwilligung.

In einer dunkeln Mitternacht nahm der Prinz Buchhorsten mit sich.

„Wohin?"

„Du schaust, Adelbert, und schweigst."

Er führte ihn durch den Garten an das Hintergebäude des Schlosses. Sie tappten eine steinerne Wendeltreppe hinauf. Hier stand eine verschleierte Dame mit einer Blendlaterne die stumm vor ihnen herging, durch lange Gänge, Trepp auf und ab.

Auf einmal stand der lächelnde Buchhorst mit seinem Freunde in einem schwach erleuchteten Saale, mit einem Altar, Kanzel und einer Tribune geschmückt.

Der Prinz faßte die Hand einer Dame, führte sie zu dem Altar. Der Kabinetsprediger der Fürstin trat vor das Paar hin, und gab dem Erbprinzen Heinrich und der Prinzessin Juliane den Seegen der Kirche zu ihrer Ehe.

Der Ehekontrakt lag auf einem Tische. Das junge Fürstenpaar unterschrieb. Die Fürstin unterzeichnete zitternd ihren Namen. Die Dame, die sie geführt hatte, auch. Dann unterzeichnete Buchhorst als Zeuge.

„Ein Unbekannter!" sagte die Fürstin ängstlich. Können Sie ihm trauen?"

„Wie mir selbst!"

Der Kabinetsprediger stellte den Trauschein doppelt aus. Man siegelte.

Der Prediger verschwand.

Heimlich sagte der Prinz zu Buchhorst: „Gute Nacht, Adelbert. Ich

habe mein Wort gelöst. Morgen bin ich bei Dir!"

Die verschleierte Dame führte Buchhorsten stumm, und von Zeit zu Zeit seufzend die verworrenen Wege zurück, obgleich Buchhorst auf ihre Seufzer tröstend sagte: „Unser Gang ist verwirrter als diese Heirath." Und dann: „Ihre Blendlaterne, und diese labyrinthischen Gänge sind der Fackeltanz, womit sonst fürstliche Beilager gefeiert werden, oder der Ariadnentanz zu Athen; denn die Braut hat den Bräutigam aus dem dunkeln Labyrinth des Hasses, an das Licht der Liebe geführt." Aber seine stumme Führerin lächelte nicht. Sie seufzte fort, und entließ ihn unten an der Wendeltreppe stumm in den fürstlichen Garten.

Er ging noch lange in der Nacht umher, nachsinnend, brütend über das, was nun zu thun war. Er kannte die Liebe des Prinzen ja zu Karolinen. Er fand seine Entsagung der Geliebten natürlich, und dennoch edel. Er fühlte es nicht, daß eine Gewitterwolke ihren war-

men Regen ohne Blitz und Donner über ihn und über alle Blumen des Gartens ausgoß, nicht, daß alle Blumen, alle Bäume schöner dufteten. Auf einmal, da der Mond hinter den Bäumen empor stieg, goß die warme Frühlingsnacht ihre Düfte und ihre milde Wärme um ihn, und die Nachtigallen schlugen ihre Brautgesänge in den Büschen, deren hängende Regentropfen das Mondenlicht in Brillanten verwandelte. „O welch eine schöne Nacht!“ rief er entzückt. „Aber,“ setzte er noch entzückter hinzu — „welch eine schöne Nacht, werden die Engel mit mir feiern, in welcher ein edler Bruder den ewigen Haß des edlen Bruders in Liebe umkehrt! O Ihr Engel, o all Ihr Geister der Liebe! so viel Verbrechen die Erde und das Leben verdunkeln, es giebt doch Stunden, wo Ihr nicht edler seyd, und nicht seliger, als der arme Mensch!“

Er ging zu Hause, da das Morgenroth hinter dem Monde her den schönern Tag weckte, und die Nacht des vollende-

ten Opfers und des angehenden Glücks endigte.

Am andern Morgen legte sich der Prinz an des Freundes Brust, und sagte mit träumerischen Blicken: „O Adelbert, sage nichts von Opfer. Ich bin ja ein glücklicher Mensch! An dieser Brust hat ja ein Herz voll Liebe geschlagen."

Er war zu aufrichtig dazu, dem Freunde den kleinsten Irrthum über seine Entsagung zu lassen. Er mußte ihm alles gestehen, wie unendlich er seine Juliane jetzt liebte, nnd wie selig er in ihrem Besitze war. Aber Buchhorst hielt diese Aufrichtigkeit noch für ein höheres Opfer der alleredelsten Entsagung, und er sagte ihm mit einer unbegränzten Ehrerbietung: „Prinz, Sie sind ein Fürst, und wäre ein Bettler Ihr Vater." Ja, er rechnete es jetzt dem Prinzen hoch an, so sehr er sonst auch auf Gleichheit drang, daß er nie von ihm das Du gefodert hatte, was Ludwig sogleich von ihm foderte. Er vergab es ihm, daß er nie die Würde

des Fürsten vergessen hatte. Er hätte das nie Ludwigen vergeben.

Am andern Tage reiste er ab, Ludwig hatte ihn gebeten, ihn bei seiner Rückkehr an der Gränze zu empfangen. Den Feldzug hatte ein Friede, der nicht mit Schlachten erworben, nicht mit Blut unterzeichnet war, geschlossen.

Da Buchhorst alles Ungewöhnliche lieben mußte, weil er fest entschlossen war, nur sich selbst und den nackten Menschen zu lieben, alle Lust des Lebens nur aus der reinen Hand der Natur zu nehmen, und nichts von den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, obgleich wir doch nicht genau wissen, wie viel auf die Rechnung seiner geheimen Eitelkeit gehörte, daß die beiden Menschen, mit denen er so genau verbunden war, Fürsten waren: so hatte ihn das rasche Zufahren des Erbprinzen, sein Wort zu lösen und Karolinen zu entsagen, mit Bewunderung erfüllt. Er mußte also auch einen seltsamen Weg wählen, an der Versöhnung der beiden Brüder zu arbeiten. Ludwig

sollte sich selbst emporrichten aus der Nacht des Hasses, eben so edel, als sein Bruder.“ —

So trat er unter dem Namen Strube, wie gewöhnlich zu Ludwig ins Zimmer.

Sie schlangen die Arme nm einander. Dann fragte Ludwig hastig: „Nun, Du kennst ihn jetzt.“

„Ja.“

„Und Dein Urtheil.“

„Er ist ein edler Mensch.“

„Das sagst Du?“

„Was soll ich denn sonst sagen, da er es ist?“

„Ein edler Mensch? Wußte er nicht wenigstens, daß ich Karolinen liebte?“

„Das wußte er, und von ihr.“

„Und dennoch —“

„Was meinst Du?“

„Nicht wahr, er liebt sie?“

„Ja, mit einem heißen Herzen, und seine Liebe entstand so rein, so schäferlich.“

„Schäferlich! Recht!“

„Wie Deine, kindisch. Er liebte sie, ehe er sie sah."

„Weil er hörte, daß ich —"

„Er hatte gehört, daß Karoline dem künftigen Fürsten bestimmt war, und er, der sich fühlte, glaubte nicht, womit die Aerzte Dir und Deinem Hause schmeichelten. Mit allem Recht."

„Buchhorst, wie bist Du?"

„Buchhorst bin ich. In Deiner Mutter Zimmer muß ein Portrait von Karolinen hängen, als Vestalin. Er liebte sie in dem Bilde schon, und er war Erbprinz. Du findest doch jetzt seine Hoffnung natürlich, wie seine Liebe?"

„Ja, nur Dich nicht, Dich nicht."

„Oder die Wahrheit auf meinen Lippen nicht. Doch Karoline ist Dein, wenn das Geschick will."

„Wie? mein? Ich soll Dich heute nicht verstehen!"

„Natürlich! Ich vertraue Dir ein Geheimniß, daß nie, bei unserm Schwur, über Deine Lippen darf. Dein Bruder ist verheirathet."

„Verheirathet? Bist Du rasend?"

„Ja, sieh, er fängt seine ritterliche Laufbahn mit einem Stückchen an, vor dem Du erzitterst. Heimlich verheirathet."

„Willst Du Deine Räthsel lösen?"

„Löse sie selbst. Er liebt Karolinen. Er sieht bei Deinem Durchmarsche dort, daß Du seine Geliebte liebst daß sie Dich liebt. Er sieht eben so gut, daß er zwischen Dir und Deiner Hoffnung ewig stehen muß; denn er ist Erbprinz. Er entscheidet mit dem Schwerdte, und zerhaut ritterlich den Knoten Deines und seines Geschicks."

„Armer Mensch, wer hat Dir das aufgebunden?"

„Nimms für baare, nackte Wahrheit. Ich gebe es Dir dafür."

„Und wie erfuhrst Du's?"

„Ich erfuhr's, und will es nicht sagen, wie."

„Meinetwillen sagst Du?"

„Deinetwillen; oder, scheint Dir das zu hoch, vielleicht denn aus Eifersucht nicht immer unter Dir zu bleiben."

„Und riefe ein Engel vom Himmel mir zu, es ist Wahrheit —"

„Des Freundes Stimme ist mehr als Engelsstimme."

„Dieser Heinrich, mit dem kleinen Herzen, der mir das armselige Zujauchzen des Volkes beneidete, diesen Orden."

„Den trägt er jetzt selbst, und das Zujauchzen des Volkes wird er verdienen."

„Strube! O geliebter Strube!"

„Was solls? Verlangst Du einen Schmeichler, so kann ich gehen."

Ludwig fiel an seine Brust mit liebender Wuth. „Hab ich Dich beleidigt?"

„Nein, Dich."

„Laß uns kalt —"

„Wenn Du könntest."

„Ist es so, nun denn; aber ist es so, wie Du sagst, so that er es, weil er mich fürchtet."

„Ja, er fürchtet Dich. Gewiß!"

„Wer fürchtet, liebt nicht."

„Habe

„Habe ich gesagt, er liebt Dich? Er liebt Dich nicht."

„O willst Du mir nicht das Räthsel lösen?"

„Armer Ludwig, soll ich hier sitzen, und wie ein Weib eine rührende Geschichte erzählen, die Thränen aus Deinen Augen holt, und Du willst denn, wenn ichs recht getroffen habe, sagen: Guter Gott! Wer hätte das gedacht? Und nach einer Stunde ist die Leier wieder mit den alten Saiten bespannt, und das alte Lied, und der alte Haß — denn den Thron tritt er Dir nicht ab."

„O ich habe das Räthsel gelöst."

„Laß hören, wie scharfsichtig selbst der blinde Haß seyn kann."

„O seiner war noch scharfsichtiger. Daß er mich haßt, sagst Du selbst, daß er mich hassen mußte, gebe ich zu. Das Geschick warf den Haß zwischen uns, nicht er, nicht ich."

„Bist Du der elende Sklav des Geschicks? Warum wirfst Du das heillose Geschenk des Geschicks nicht von Dir?

Kann der Mensch seine Liebe besiegen, und das mußt Du zugeben, so muß er auch den Haß besiegen können. Doch fahr Du fort!"

„Er haßt mich; aber sein Neid gegen mich ist größer als sein Haß; denn zu Haß gehört schon Kraft."

„Die Kraft des Tigers. Weiter!"

„Sein einziger Wunsch ist, mich es fühlen zu lassen, daß er mein Herr ist; aus diesem Ei brütete er seine Liebe zu Karolinen aus. Sag, was Du willst. Aber diese Liebe führte nicht schnell zum Ziel. Denn der Vater wollte erst wissen, ob sein Leben bis an den Thron reichte. Meinst Du nicht?"

„Ja! ihr unglücklichen Menschen, die das Schicksal gern zu dem Mitverschwornen ihrer Armseligkeiten machten! Ja!"

„Auch mochte er zittern, die Hand nach des Bruders Geliebten auszustrecken, und beim Himmel! that er es, so —"

„So hattest Du Recht."

„Sieh nun, die ihn umgeben, seine Vertrauten —"

„Ein ehrgeizloser Gelehrter, der gern das Sklavenjoch seiner Stelle abwürfe, und ein Arzt, der einen Thron für eine Flasche Wein verkaufte.“

„Mag seyn, aber sie machten sich gern zur Stufe des Throns, ihn darauf zu helfen — denn aus seinem schwachen Gehirn kommt der Rieseneinfall seiner heimlichen Heirath nicht.“

„Vielleicht aus dem Herzen.“

„Er ist nun verheirathet, der große Schritt ist geschehen. — Mit wem? o mit wem? Strube, mein Freund, mit wem? Sieh, der Charakter des Mädchens, ihrer Eltern, gehört dazu. Vielleicht hatte Ihr Ehrgeiz den Einfall.“

„Mit einem lieben, stillen, verlassenen Mädchen, deren Eltern todt sind, an deren Schicksal Niemand Theil nimmt. O Haß, Haß, ich bitte Dich, blinder Haß, einen andern Weg; dieser taugt nicht.“

„Nun denn, so taugt dieser. Er hat seinem Hause eine Frau untergeschoben, wer weiß, warum; auf den schlimmsten Fall läßt sich auch dem Throne ein Erbe

unterschieben, wenn der Weichling zu schwach wäre, Vater zu werden; denn meines Vaters Aerzte haben ihm das Heirathen untersagt."

„Welch ein Ränkemacher der Haß ist! Ich setze dem allen nur das einzige Wort entgegen: Dein Bruder ist ein edler Mensch, obwohl er seinen Bruder haßt. Pah! Es wird sich finden. Seine Verbindung bleibt ein Geheimniß, das ists, was ich fodere!"

„Und Du liebst mich?"

„Wie meine Ehre! Wie meine Freiheit! O Ludwig!"

Obgleich Buchhorst unendlich weich werden konnte, so warens doch nur Ideen, die sein Herz so erweichten. So rührte ihn die Hoffnung, die ein hoffnungsloser Unglücklicher faßte, mehr, als sein Unglück, der Anblick nackter, fröhlich spielender Kinder, mehr als die arme, sorgende Mutter, obgleich er der Mutter reichlich gab. Aber der Rührung gab er nicht Sitz, oder doch keine Stimme in dem Parlament seiner Entschlüsse. „Und wenn

ich," sagte er — „seine Augen in heiße Thränenquellen verwandeln könnte mit der Erzählung von seines Bruders Herzen, so hat der taube und blinde Haß doch kein Wort gehört, und nach drei Tagen macht der Haß aus der edelsten Tugend den häßlichen Schlangengang der Intrigue. Ueber seine Hand, über die Ausführung ist meine Freundschaft und unser Schwur auf dem Rütli, Gottlob! Herr; über seinen Willen werde ich es nie. Die Zeit, dieser heuchlerische Arzt unserer Schmerzen und unseres Hasses, mag ihn versöhnen!"

So sagte er ihm nicht, wie er den Bruder liebte, wie er mit ihm auf dem Schlachtfelde eben den Bund der Freundschaft geschlossen, als mit Ludwig auf dem Rütli. „O Himmel, gehen nicht auf jedem Fleckchen der Erde eben die Geister um, als auf dem Rütli? Würde er nicht an dem Sarge des Bruders, vor dem kalten, verstummten Angesichte, über dem still gestandenen Herzen, seinen Haß verwünschen? Und ist denn nicht jeder

Athemzug eine Bewegung des Todes, der uns von dem Leben ablöst? O warum wollen wir nicht im Leben, was nichts ist, als das Schmücken der Leiche mit Blumen, den Haß aufgeben, den wir nur dann aufgeben, wo wir nicht mehr sagen können: Verzeihe mir!"

Ludwigs Haß dauerte fort; denn nun hatte er den Thron verloren, mit dem man seinen Kinderspielen schon geschmeichelt hatte. Er überzeugte sich immer fester, daß sein Bruder aus Neid gegen ihn seine Verbindung geschlossen. „O Du, Du weiche, gute Seele,' sagte er zu Buchhorst, wenn der anhob — „Du kennst die Menschen nicht. Weil Du den Thron verachtest —"

„Verachte ich ihn denn? Aber liebst Du ihn nicht zu sehr, viel zu sehr?"

Alles blieb, wie es war.

Er schrieb an den Erbprinzen: „Ich habe gelobt, Ihnen nichts zu verschweigen aus des Bruders Herzen. Er haßt Sie; aber die Zeit, die alles zerbricht, und einst die Flammen der Sterne auslö-

schen muß, wird die Flammen seines Hasses verlöschen, ehe wir drein die Pforte der Vergessenheit, des Grabes betreten. Sein Herz trägt wie der Garten der Hesperiden goldene Früchte der Liebe und des Edelmuths, aber seine Pforte bewacht der alte Drache, der von Kindheit an mit dem Gift schöner Hoffnungen genährt wurde. Er verdient Ihre Liebe nicht, aber Ihre Verzeihung, wie Sie der Verzeihung jedes tugendhaften Herzens bedürfen. Ich lege Ihnen sein Herz offen hin; denn unserer Freundschaft heiliger Schwur sichert mich, daß Sie sein Herz ehren, weil es meines Freundes Herz ist."

Da aber ermahnte etwas Höheres, als der Rath der Freundschaft, die Brüder zur Liebe, der Tod des Vaters. Sie wurden Beide von dem sterbenden Vater an sein Sterbebett beschieden.

Er betrachtete sie lange mit einem düstern Schweigen und den halb erlöschten Augen, die zum letztenmale sich mit Thränen füllten. Er reichte Jedem eine Hand

entgegen, und legte dann der Brüder vereinigte Hände auf seine Brust.

„Ich war ein glücklicher Fürst, sagt man. Ja, ich war es; aber der Vater war nicht glücklich. Dir überlaß ich den Thron, mein Sohn Heinrich. Aber die Zeit wird Dich von diesem erhabenen Sitze auf dieses niedere Lager des Todes legen; dann wird das Leben dir ganz anders, o wie ganz anders! erscheinen; entkleidet von allem, was wir Freude nannten. O mein Sohn, dieses Bett umringen andere Wünsche. O dann möchte sich gern der Haß in die heißeste Liebe verwandeln, und Du wirst sagen, was ich sage: der einzige Triumph des Lebens ist, kein menschliches Herz betrübt zu haben. Ich hinterlasse Euch nichts, als den väterlichen Seegen, und die Bitte: liebt Euch wie Brüder!"

Er sah sie lächelnd an, und schwer athmend. Er drückte ihre Hände auf sein Herz, das der Tod in diesem Augenblicke zerbrach.

„Er ist todt!" rief Ludwig laut und jammernd. Heinrich knieete an des Vaters Bett, und benetzte seine Hand, die in seiner erstarrte, mit heißen Thränen.

„Geist meines Vaters," sagte er leise — „ich will Dein letztes Gebot erfüllen!"

Die beiden Brüder standen einander gegenüber. Zum erstenmale sahen sie einander mit weicher Empfindung ins Gesicht. Dann umschlangen sie sich, drückten Brust an Brust, und die Versöhnung wäre geschehen; wenn nicht —

Ihr Vater hatte den Fürstenhut neben sein Sterbebett stellen lassen."

„Ich will doch sehen," sagte der sterbende Fürst — „ob er dem Tode auch eine Schmeichelei abgewinnen kann, wie dem Leben!"

In dem Augenblicke, da die Brüder sich umarmten, da in des Erbprinzen Herzen die erhabenste, die schönste Liebe zu dem Bruder emporwallte, fiel ihm der

Fürstenhut ins Auge. Hastig griff seine Hand nach dem Hute, mit dem schnellen Gefühl dem Bruder den Hut zu bieten, und zu sagen: „Nimm ihn, und gieb mir Dein Herz dafür!"

Aber dem Gefühl folgte unmittelbar der Gedanke: „Es ist ja dennoch nicht möglich! Es wäre Spielerei, ihm die Krone zu bieten." Und so blieb er verlegen, mit dem Fürstenhute in der Hand, abgewendet von dem Bruder stehen.

Die Wellen der Liebe, die in Ludwigs Herzen aufgestiegen waren, senkten sich wieder.

„Seht," dachte er — „wie er eilt, über den Bruder empor zu steigen, mir die Krone zu zeigen, die ihn zu meinem Herrn macht!"

Ludwig wendete sich von ihm ab, schellte heftig: ein Kammerherr trat in das Zimmer. Ludwig sagte ernst: „Da steht der Fürst! Mein Vater ist todt!"

Dann ging er eilig durch eine Seitenthür in sein Zimmer.

Er ließ sich den Tag nicht wieder sehen.

Fürst Heinrich hatte den Tag über solch eine überhäufte Menge kleiner aber dringender Geschäfte abzuthun, war so umringt von Menschen, von Bitten, von Anfragen, daß er nur flüchtig an seinen Bruder denken konnte, und da er den andern Morgen zu ihm ging, war er ausgeritten, und am Abend war er ausgegangen, und den Tag darauf war er nicht da. Man hatte ihn abgerufen. Er war sehr in Eil gewesen.

Nach einigen Tagen sprach er ihn endlich.

„Darf ich Deine Wünsche wissen, mein Bruder?“ fragte der Fürst mit einem freundlichen Vertrauen.

Ernst antwortete Ludwig: „Wünsche? Welche? Ich hatte nur Einen, das Leben meines Vaters. Den meinst Du nicht?“

Noch freundlicher sagte der Fürst: „Den mein ich, der Deine künftige Unabhängigkeit betrifft. Meine Liebe zu

Dir ist so reich, ich wollte aber, Deine Wünsche wären noch reicher, als meine Liebe, so sollte meine Liebe reicher werden, als Deine Wünsche."

„Bis Deine Liebe so arm wäre, wie ich: Ich denke, das Testament des Vaters wird das besorgt haben, und ich bin entschlossen, nicht einen Wunsch über den Willen meines Vaters hinaus zu thun. Aber wenn Deine Liebe so reich ist, so erlaube mir, mich auf ein paar Wochen nach Schönhaus zurück zu ziehen, den Tod meines Vaters zu betrauern."

„O lieber Bruder!" —

„Sorge nicht, bei der Huldigung werde ich nicht fehlen."

Die beiden Brüder bückten sich gegen einander, und das Gebet des Vaters war vergebens gewesen.

Das Erste, was der junge Fürst that, war: er machte seinem Hofe und seinem Oheim seine Vermählung mit der Prinzessin Juliane bekannt, die aus geheimen Gründen vor zwei Jahren heimlich geschehen wäre.

Sein Oheim wurde schmerzlich von der Nachricht angegriffen; aber alles blieb in der Form der höflichsten Etikette, und da die junge Fürstin selbst bei ihrem Gemahl ankam, so konnte der erste Leibarzt des Verstorbenen Karolinens Vater die Nachricht geben, daß alles einträfe, was seine Kunst vorher gesagt; der Fürst würde ohne Erben bleiben.

Das konnte selbst des Fürsten Freund, der jetzige junge Leibarzt, nicht ganz leugnen. „Denn zwei Jahre zum Henker, liebster Langer!" rief der Doktor — „und eine Ehe, wie eine spartanische, wo der Mann, wie ein Liebender, heimlich zu seiner Frau ins Fenster, oder auf einer Strickleiter steigen muß, also auf Flügeln der Liebe, nur Stunden lang; — denn haben wir je gemerkt, daß unser Herr in einer solchen Ehe lebte? Zwei Jahre, und noch immer kein Erbprinz! Da nehmt mirs nicht übel, da hat der alte Leibarzt recht, und Prinz Ludwig kann an seine Hochzeit denken."

Das erfuhr des Fürsten Oheim; aber er zögerte dennoch noch ein Jahr, und da die junge Fürstin auf jedem Balle tanzte mit einer so jungfräulichen schlanken Gestalt, als wäre sie Artemis selbst, die ewige Jungfrau: so wurde das Verständniß der beiden Höfe wieder hergestellt. Der Oheim besuchte den jungen Fürsten. Er kam von weiten auf seine Tochter, auf Ludwig, auf ihre jugendliche Neigung.

Der Oheim hatte seinen Neffen im Auge. Er fürchtete den Haß des Bruders, des Fürsten erste Liebe zu Karolinen.

Lächelnd wie ein Engel sagte der junge Fürst rasch: „O wenn mein Bruder seiner Kindheit Gespielin noch liebte, und Euer Liebden gegen diese Verbindung nichts hätte, so würde ich glücklich seyn, sehr glücklich."

Der Oheim nahm dem Prinzen beim Wort.

Er verschloß sich mit ihm in sein Kabinet. Die Heirathsartikel wurden von Beiden aufgesetzt, und wahrlich des jun-

gen Fürsten Liebe war reicher als seines Bruders Wünsche. Der Oheim drang darauf, daß sogleich des Fürsten Minister gerufen würden, um die Sache auf der Stelle richtig zu machen. In der Freude seines Herzens endlich seinen Bruder beglücken zu können, dessen Liebe zu Karolinen er durch Buchhorst kannte, bewilligte der Fürst alles. Man unterzeichnete im Kabinet des Fürsten; denn der Fürst bewilligte alles, alles, was sein Oheim für den Bruder und für seine Tochter foderte.

Freilich verbot der Anstand nur eine Anspielung auf die Zukunft und des Fürsten kinderlose Ehe zu machen.

Der glückliche Vater wollte nicht einen Augenblick mehr warten, seiner geliebten Tochter die frohe Nachricht zu bringen. Und da das kleine Schönhaus, wo Ludwig einsam wohnte, auf seinem Wege lag, so fuhr der Fürst da vor, und stürzte mit den Worten ins Zimmer: „Ihr Bruder, der Fürst, erlaubt Ihnen, meiner Tochter die Hand zu geben. Sie glau-

ben nicht, mein Kusin, welchen frohen Antheil der ganze Hof und die Residenz an dieser Erlaubniß nimmt, eben weil man sie bezweifelte.

Statt daß der Prinz mit dem Entzücken des Himmels auf dem Gesichte in des Vaters Arme stürzen sollte, sah er mit einem finstern Blick ihn an.

„Erlaubt mir! Befiehlt mir! Also die Hofschranzen, die Küchenjungen müssen das früher wissen als ich. Man hat sie wohl gar gefragt, mich nicht! Himmel! So weit, so weit wäre es gekommen! So weit hätte ichs gebracht! Erlaubt! Befiehlt!"

„Welche seltsame Bedenklichkeiten. Befiehlt, ja, wenn Sie die Worte so genau abwägen. Der Ehekontrakt ist unterzeichnet. Hier ist er. Geschwind! Ihren Namen hierher! Unterzeichnen Sie!"

„Ich unterzeichne nicht!" sagte Ludwig kalt.

Der

Der Fürst stand erstarrt; denn er irrte sich in Ludwigs eigentlicher Meinung.

„Sie also schlagen — meine Tochter aus?“ rief er empfindlich. „O mein lieber Prinz! Es sey! Es sey!“

„Ausschlagen? Ich?“ rief Ludwig — „sie, für die ich tausend Leben hingebe, für die, wäre sie ein Hirtenmädchen, ich von dem Throne der Welt herabsteigen würde! O mein Vater! O mein theurer, verehrter Vater! O Glück ohne Maaß!“

„Nun, ich muß gestehen, ich habe viel Menschen begriffen; aber diese beiden Brüder begreife ich nicht.“

„Vielleicht begreift das Geschick die beiden Brüder eben so wenig; o vielleicht begreife ich mich selbst nicht; denn sehen Sie!“ Er nahm die Feder und unterzeichnete.

Aber da der Fürst weg war, sagte er kalt und gehässig: „Erlaubt! Befiehlt! Seine Hand entscheidet mit den Zügen seines Namens über mein Leben, über mein Geschick! Seine Räthe frägt

er, mich frägt Niemand, mich, der ich dem allmächtigen Schicksal nur wider Willen die Entscheidung über mich gäbe. O Himmel! Himmel! Bin ich nun tief genug gesunken! Hat er mich nun tief genug gedemüthigt! Mit einem Federzuge? Mehr bin ich nicht werth? Nicht der Anfrage, zum Schein nur? Nein! Er nimmt die Feder in die Hand, sieht triumphirend umher, und das stolze Auge sagt: seht, das ist nun Euer Held, den das frohe Gejauchz empfing! Dem Ihr den Thron gabt! Seht! Diese Feder entscheidet über den stolzen Mann, der seine Ehre aus seinen Thaten nehmen wollte! So rief er! und ich? O konnt ichs? Ich zeichne meinen Namen zu meiner Demüthigung?"

Sein Haß brach in heißere, höhere Flammen aus! Es war ihm ja zuweilen, als umloderten des Hasses Flammen selbst seine Geliebte mit. Er war außer sich.

Nach einigen Tagen reiste er zu Karolinen. Die Liebe, das Entzücken, das höchste Vertrauen, nicht mehr verhüllt

der Fürstenwürde, kaum mehr von

der zarteren Würde ihres Geschlechts, empfing ihn, und schmeichelte ihm die Furchen von der Stirn. Aber eine Furche, die ihre Liebe nicht wegschmeicheln konnte, blieb auf der Stirn liegen, und da die besorgte Liebe tausendmal fragte: „O was ists denn?“ so sagte er endlich mit dem heftigsten Seufzer: „Ein Wunsch, den das Schicksal erfüllen muß!“

„Und welcher?“

„Daß unsere Verbindung in der größten Stille gefeiert werden muß. Nur Ihre Eltern —“

„Und Ihr Bruder —“

„Nein! Nein! — — Nein! Eben Er nicht!“

Sie wurde tiefsinnig; aber die Liebe ersann den Grund zu dieser ungewöhnlichen Vorstellung.

Ihr Schwager hatte sie geliebt. Seine heimliche Verbindung, so schnell — sie erröthete. — Sie trug es ihrem Vater vor, als wäre es ein Zeichen der brüderlichen Schonung; als wäre es der geheime Wunsch des Fürsten selbst.

Inder That, sie überzeugte den Vater. Ihre Verbindung wurde mit dem größten Geheimnisse gefeiert, und den Tag nachher, nach einer eiligen Kour des Hofes zum Glückwunsch, ging Ludwig mit seiner jungen Gemahlin ab, nach einem Lustschlosse, das er sich hatte ausbauen lassen.

Buchhorst kam ein paarmal unter dem Namen Strube, den er jetzt fast immer trug, zu Ludwig; aber er hatte keine Geduld, lange zu bleiben; denn Ludwig erzählte ihm, was ihm dieser und jener vom Hofe seines Bruders zugeraunt hatte, welche Nachricht von den Aeußerungen seines Bruders über ihn er sogar schriftlich aus der Residenz hatte.

„Nicht auch eidlich?" fuhr Strube auf — „nicht auch mit den Eiden von zehn Mithelfern. Die Franken brauchten zu einem Eide zehn Eidhelfer, und brächte mir ein Schmeichler vom Hofe hundert, so würde ich ihm nicht glauben. O zum Teufel, siehst Du denn nicht, daß jeder Hofmann jede kleine Runzel auf

Deiner Stirn, so lange Deines Bruders Ehe keinen Erben hat, zu einer Strickleiter macht, in Deiner Gunst zu steigen? Und Deinen Haß zu einer bequemen Treppe, dem Thronerben näher zu stehen? Ich aber, der Deines Herzens Freund ist, sage: er lügt! Du betrügst Dich selbst."

„Ich weiß," sagte Ludwig ernst — „ich muß Dir unbedingt glauben, Du thust, was Du thust, aus Freundschaft für mich. Und habe ich es nicht geglaubt? Ob aber Du irrst, oder ich, das muß die Zeit entscheiden; die Freundschaft, unser Bund nicht. Ich weiß, daß er mich haßt, und desto grimmiger, weil er dennoch mir oder meinem Erben den Thron lassen muß."

„Ich merke, Du hast dort Deine Aufpasser."

„Ich nicht; aber —"

„Sie haben Dich."

„Du scherzest, wenn ich leide. Sein Vertrauter ist zuweilen ein Unbekannter, der nur Nachts kommt und geht, Namens Adelbert."

„Adelbert? O den kenne ich. Der wird seinen Hofleuten den Rang nicht ablaufen."

„Du kennst ihn?" fragte Ludwig mit Hitze. „Nun eben der; der ists, der —"

„Der Abends zum Fürsten geht, vielleicht vertraulich mit ihm plaudert, in dessen Gesellschaft er wohl gar den Fürsten einmal vergessen darf; ja freilich, da kann ich Deine Hitze begreifen; aber wie Du nicht siehst, wie diese verdammten, heuchlerischen Aufhetzer, Dich wie Schlupfwespen umflattern, um Dich in ihr Loch zu schleppen, zum Fraß für ihre Jungen, begreife ich nicht. O laß mich gehen, Ludwig, laß mich gehen."

„Ich frage Dich, haßt er mich nicht? Antworte; ja und nein!"

„Ja!" antwortete Strube mit Hitze.

„Nun denn, was kämpfst Du für ihn, und gegen mich?"

„Gegen Dich? Du brichst unsern Bund, Ludwig! Gegen Dich?"

Ludwig fiel in seine Arme mit heftiger Flamme; aber er haßte seinen Bruder fort.

Da Strube ging, sagte er ihm noch: „Ich bedarf Deiner, Strube, und bald, in sechs Monden, hörst Du. Laß mich wissen, wo Du bist."

„Laß mich wissen, was ich soll."

„Meine Frau ist Mutter. Giebt sie mir einen Sohn, so — Du begreifst doch?"

„Was?"

„Daß ich ihn dem Hasse meines Bruders entziehen muß."

„O Gott! So weit —"

„Ja, so weit ists gekommen!" sagte Ludwig mit einem finstern, wehmüthigen Ernst. Ich kann auf Dich rechnen?"

„Ja! ja!" Er ging.

So wie dem Prinzen Winke, Warnungen gegen seines Bruders Haß gegeben wurden, so, eben so ging es seinem Bruder. Selbst die einfältigsten unter den Hofleuten fanden hier ein so ebenes

Feld, den Weltlauf mit zu machen, daß alles in Bewegung war.

Die geheime Verheirathung des Prinzen, sein Leben auf dem Lande, ohne je am Hofe zu erscheinen, — man brachte alle die kleinen Anekdoten aus ihrem Leben zusammen, und sehr richtig — des Fürsten Liebe zu Karolinen, alle die kleinen Keime, aus welchen der Haß entsprossen war; — nur der Kitt, womit man die einzelnen Bruchstücke ihres Lebens zu einem Ganzen verband, und welchen der Hof erfand, war boshafter als die Begebenheit selbst, und die Entschlüsse, die man beiden Brüdern für die Zukunft als gewiß unterschob, hatte die boshafte Hölle erfunden. Der Fürst, erbittert über seine kinderlose Ehe, flüsterte man sich heimlich zu, hätte keine andere Vorstellung mehr, als dem Sohne seines Bruders den Thron überlassen zu müssen. Er sey entschlossen, sobald die Prinzessin einen Sohn geboren hätte, ihn als den künftigen Erben aus den Armen seiner Eltern an den Hof zu nehmen, und — man schloß mit tiefen

Seufzern und Mienen, welche die fürchterlichsten Verbrechen verhüllten, und diese höllische Lüge wurde mit dem Schleier der Wahrheit bedeckt; denn der Fürst hatte gesagt, das würde er von seinem Bruder fodern. Ludwig wußte alles wieder, und haßte noch mehr; kaum konnte er es seiner Gemahlin verbergen.

Buchhorst stand wie ein guter Geist zwischen diesen doppelten Flammen; aber er konnte die Flammen nicht löschen.

Er erschien jetzt mit großer Behutsamsamkeit in der Residenz. Er stahl sich wie ein Verbrecher so heimlich zum Fürsten. Der Fürst sagte ihm seinen Entschluß, sobald seinem Bruder ein Sohn geboren sey, ihn zu sich zu nehmen. „Denn sagen Sie, Adelbert, ist sein Sohn nicht der Sohn des Vaterlandes? Darf der künftige Fürst mein Feind seyn? Der Feind meiner Räthe? Der Feind meiner Einrichtungen? Das müßte er seyn, wenn mein Bruder ihn erzöge. Reden Sie! Sie sind sein Freund und meiner. Entscheiden Sie!“

Adelbert legte seine Hand auf die Augen, und schwieg lange.

Endlich sagte er mit einer gewaltsamen Erschütterung: „Sie haben Recht! Aber vertrauen Sie mir die Zukunft an.“

„Dir, Adelbert? O von Herzen! Dir! o Dir! von Herzen!“

„So seyn Sie ruhig. Er soll den Erben Ihres Thrones nicht erziehen. Ich will ihn erziehen! Ich! Seyn Sie ruhig! Denn nähmen Sie dem Vater den Sohn, o welcher Gott könnte dann die beiden Brüder versöhnen!“

Sie schwiegen Beide, sanft aus einander tretend, und sich dann von einander abwendend.

Da sie sich wieder gegen einander wendeten, waren sie Beide erblaßt, und Thränen hingen in ihren Augen. Ihr Herz war sehnlich bewegt.

Adelbert entdeckte dem Fürsten mit leiser gerührter Stimme, welchen Verdacht die Verläumder in dem Herzen des Bruders erregt hätten, daß nur des Für-

sten Haß den Sohn des Bruders foderte; um ihn zu verderben.

„O Du mein Gott!“ rief der Fürst vor Zorn außer sich — „o ist es möglich? O ist es möglich!“

„O wären es Brüder und Söhne eines Armen, schon längst wäre ja die unnatürliche Flamme des Hasses von selbst gestorben, weil kein Athem der Schmeichelei die Flamme aufgeblasen hätte. O mein Fürst, wie viel Tugend, wie viel Großmuth bedarf ein Fürst, nicht die Leidenschaft seines Busens, nein, das Gift, was sein Stand in die kleinste Wunde seines Herzens sprützt, zu besiegen. O bei dem Bunde unserer Freundschaft, Bernhard! Ihr Bruder ist ein edler Mann! Er hat Sie nie gekannt; aber wohl die stolzeste aller Hoffnungen, womit man seine Jugend nährte, den Thron zu besitzen. Er haßte; aber er wird nicht ins Grab gehen, ehe er Sie nicht Bruder genannt hat. Ja, mich dünkt, ich sehe zum erstenmale das Geschick den Brüdern lächeln.“ Er entdeckte ihm dann, daß sein Bruder ihn ge-

beten, wenn seine Gemahlin einen Sohn geboren, das Kind in Sicherheit zu bringen. „Ich versprach es, und es ist ja so gut.“

„Wenn er aber sieht, daß ich nichts von ihm fodere: so wird er den Sohn zurücknehmen. Und dann?“

Buchhorst besann sich. „Auch dann, auch dann! Glauben Sie mir unbedingt, mein Bernhard. Nicht der Haß, nein, die höchste Liebe gegen Sie, soll den Erben ihres Thrones erziehen. O glauben Sie mir.“

Sie gingen heiter aus einander.

Ludwigs Gemahlin kam dem Augenblicke der Geburt immer näher.

Da trat endlich Ludwig mit seinem Plane gegen Buchhorst hervor: er sollte, wenn es ein Sohn wäre, das Kind mit sich nehmen, es heimlich erziehen lassen.

Da Niemand ihre Verbindung unter seinem Namen kannte, so wäre er der Einzige, dem er das Leben seines Sohnes anvertrauen könnte. Eine Amme ver-

sprach Buchhorst aus einer fernen Gegend mit zu bringen. „O Strube, Strube, ich vertraue Dir alles!“

„Und ich halte Dir alles, und mehr, als ich verspreche. Ich bürge mit meinem Leben für das Leben Deines Sohnes.“

Er reiste ab, und er kam mit einer Amme in der Nachbarschaft des Lustschlosses an.

Die Prinzessin gebar einen Sohn. Man nahm ein Instrument über seine Geburt auf.

Dann trat Strube in der Nacht ins Zimmer. Das Kind wurde ihm übergeben. Die Mutter lächelte, da Strube an ihr Bett trat. Er nahm das Kind unter den Mahtel; am Garten hielt sein Wagen, und er rollte mit dem Kinde davon.

Es war etwas auffallendes in dieser ganzen Begebenheit, aber das Auffallendste für den Prinzen Ludwig war, daß man an seines Bruders Hofe keine Notiz davon nahm. Aber er glaubte den gewaltigen Haß seines Bruders zu kennen,

und dem weißen Gesichte, der zarten Stimme traute er alle Verbrechen zu. Er meinte, nur in einer starken Brust könnte die Tugend wohnen.

Auf einmal — aber nach dem Zeitraume von zwei Jahren — erscholl die Nachricht von allen Kanzeln, seines Bruders Gemahlin sey schwanger, und diese Nachricht wurde dem Vater Karolinens von einigen Damen, die der Fürstin nahe waren, bestätigt. Das Land, das seinen edlen Fürsten kennen und lieben gelernt hatte, that Gelübde für die Geburt eines Thronerben.

„Sieh, Adelbert," sagte der Fürst — „der Himmel entscheidet vielleicht recht sanft zwischen mir und meinem Bruder. Vielleicht endigt er seine und meine Furcht, und Furcht ist die Mutter des Hasses. Die Fürstin kam nieder; aber mit einer Tochter, und die Geburt war so schwer gewesen, daß die Aerzte, und diesesmal auch der Freund des Fürsten, sein junger Leibarzt, erklärte, es sey unmöglich, daß

die Fürstin noch einmal Mutter werden könnte.

Jetzt wuchs die Hoffnung des Prinzen Ludwig auf einmal zur Gewißheit empor, und die Gewißheit gab seinem Plane, seinen Sohn in der größten Verborgenheit erziehen zu lassen, noch mehr Festigkeit. Er schlug es seinem Schwiegervater sowohl als seinem Bruder durchaus ab, seinen Sohn am Hofe erziehen zu lassen. Aber jetzt fürchtete er seinen Bruder nicht mehr so sehr, als vorher; denn jetzt stand das Leben seines Sohnes unter dem Schutze des Landes, und ganz Deutschlands. Er verlangte von Buchhorst, er sollte seinen Sohn in seine Nähe bringen.

Buchhorsts finstere Blicke kündigten etwas Dunkles an. „Es ist besser," sagte er endlich leise — „Du läßt alles, wie es ist."

„Du fürchtest —"

„Dich selbst; aber glaube mir."

Und doch brachte er endlich den Knaben nach einem Landhause in der Nähe seiner Eltern.

O welch ein Augenblick, da die Eltern das geliebte Kind endlich wieder sahen, da die Mutter den geliebten Sohn an ihr Herz drückte, und welch ein Augenblick, da die Mutter mit einem Angstschrei von dem Kinde zurückfuhr, erblassend, zitternd.

„Was ist?“ fragte ihr Mann.

Sie antwortete nur mit Thränen, mit ängstlichen Blicken.

Nach ein paar Tagen fragte sie ihren Gemahl gefaßter: „Dürfen Sie, mein theurer Gemahl, Ihrem Freunde auch ganz trauen?“

„Welche Frage! Wie dem Worte des Himmels! Wie kommen Sie darauf?“

„Er ist ein Mensch, lieber Gemahl. Wie wenn ihm die Gunst Ihres Bruders —“

„Er? Wozu sollte ihm die Gunst, ihm, der nichts will als Unabhängigkeit?“ Lächelnd setzte er hinzu: „Wenn er an meines Bruders Hof geht, Aemter oder

Reich-

Reichthum, oder Titel sucht; dann will ich zweifeln, nicht eher."

„Ich weiß, aber ich habe Sie nicht unruhig machen mögen, daß er unter dem Namen Adelbert vielleicht — denn gewiß weiß man es nicht."

Der Prinz staunte.

„Führst Du den Namen Adelbert?" fragte der Fürst ihn.

„Ja!"

„Und sprichst meinen Bruder?"

„Ja."

„Und das weiß ich nicht?"

„Mußt Du alles wissen? Nein! Aber glauben mußt Du mir, daß mein Leben Dein ist, wie Du mein! Du zweifelst doch nicht?"

„O Buchhorst, wenn ich zweifeln müßte."

„So hättest Du meinem Leben die Krone abgeschlagen. Deinem Bruder vergäbe ich den Zweifel, aber Dir nicht! Dir nicht! Denn Du bist mein Bruder; aber er blieb Fürst gegen mich. O Ludwig! An des Lebens heiligem Altar, an

der Ehre Altar, am Altar der Tugend und unserer Schwüre bitte ich Dich, zweifle nicht an meinem Herzen. Es ist ja Dein."

Da schlossen sie sich in die Arme, und vergossen tugendhafte Thränen, und der Freundschaft Bund wurde fester als je.

Doch die Fürstin blieb unruhig; aber sie verbarg ihrem Gemahl Unruhe und Thränen. Georg blieb in ihrer Nähe im Verborgenen. Er wurde von einer getreuen Freundin Karolinens erzogen.

Buchhorst kam jetzt seltener zum Fürsten. Lächelnd sagte er darüber: „Ich habe allerlei zu treiben auf der Erde, für mich, für Dich, für Andere, die ich liebe. Im jugendlichen Frohsinn nahm ich die Rolle des Inkognito's, und jetzt hat mir sie das Geschick gegeben."

Der Prinz verlangte einen Lehrer für den Prinzen.

„Einen Lehrer? Einen Erzieher auch wohl? Einen Vater dazu? Einen edlen Menschen, der — ich kenne einen. Er lebt nicht weit von hier, heißt Ahlen-

bach, und ist — der Erzieher eines Knaben, eines Welfenstein. Aber der Mann ist nicht für Geld zu haben."

„Doch wird sichs machen lassen. Er kommt nicht zu Dir; aber Dein Sohn kommt zu ihm. Der Rittmeister Welfenstein —"

„Der mit Einem Fuß. Ein edler Mensch, hör ich."

„Und dieser Ahlenbach sind Freunde wie wir. Ich will sehen."

„Du kennst sie."

„Wohl. Sie mich nicht. Ich habe mit ihnen ein kleines Geschäft Inkognito, wovon Sie sich nicht träumen lassen."

Nach vier Wochen kam Buchhorst wieder. „Halte Dich bereit. Ahlenbach geht mit seinem Zögling hier nahe durch, morgen oder übermorgen nach Eschleben, um dort in der Einsamkeit aus dem Knaben einen edlen Menschen zu bilden. Du triffst ihn wie von ohngefähr, trägst ihm Deinen Sohn zum Spielgefährten des Seinen an, und ich sage Dir, es ist gut, daß Dein Georg un-

ter den Mädchen wegkommt, denn sie werden ihm bald verrathen, daß er ein Fürst ist, der die Gewalt hat, zu thun, was er will. Wir waren ja Eins, waren wir nicht? daß ein Fürst fern von der Schmeichelei erzogen werden müßte. Selbst Deine Fehler, Ludwig, bist Du Deinem Stande schuldig. Für den Ahlenbach stehe ich Dir. Und Dein Sohn bedarf großer Tugenden, wenn er einmal auf dem Throne Deines Bruders mit Ehren sitzen soll."

Der Prinz bewilligte alles. Buchhorst stellte ihn auf den Weg, den Ahlenbach mit Reinhold kommen mußte, und so kam Georg in Ahlenbachs Haus und Hände.

„Aber was hast Du denn?" fragte Ludwig Buchhorsten. Er lächelte, und er übergab ihm wieder ein versiegeltes Papier, das Ludwig mit seinem Namen und dem Datum bezeichnen, und es dann zum Bewahren zu sich nehmen mußte. Solcher versiegelter Papiere hatte der Prinz von ihm schon recht viel erhalten.

„Was bedeuten sie?“ fragte er nachdenkend.

„Geheimnisse! gefährliche Geheimnisse! Bin ich todt, so erbrich sie, und rechtfertige mich, Ludwig! Ich habe meine Geheimnisse so gut, wie Du! Amen! Nun gehe ich wieder. Am besten ists, Du bekümmerst Dich um Deinen Sohn gar nicht. Ich gebe Dir von Zeit zu Zeit Nachricht von ihm; denn ich umschwebe ihn wie sein Engel. Adieu.“ Er ging.

Auch mit dem regierenden Fürsten hatte er seine kleinen Streitigkeiten, auch ihm übergab er versiegelte Papiere, die der Fürst mit seinem Namen und dem Datum bezeichnen, und dann bewahren mußte.

Auch der Fürst gab seine Tochter Adelheid nach einer Nacht, die er mit Buchhorst zugebracht hatte, vom Hofe weg, Niemand wußte, wohin. Der Fürst sagte lächelnd: „Sie soll, wie ihre edle Mutter, einsam und bürgerlich erzogen werden, unter allen Tugenden ihres Ge-

schlechts zu dem edelsten Glücke des Lebens." Der Fürst und die Fürstin machten kleine Reisen, ohne daß der Hof errathen konnte, wohin. Es waren Besuche bei der Tochter, das sagte der Fürst selbst. Die Erziehung mußte des edlen Fürstenpaars Hoffnungen erfüllen; denn jedesmal kamen sie heiterer, als sie abgereist waren, zurück.

Adelheid mußte jetzt siebenzehn Jahr alt seyn. Man redete von ihrer himmlischen Schönheit, von ihren Tugenden, von ihren Talenten, von ihrer Unschuld sehr viel; aber Niemand hatte sie dennoch gesehen. Niemand wußte von ihr etwas.

Ludwig fand sich sogar dadurch getröstet, daß er seinem Bruder noch immer zutrauen konnte, er haßte seinen Sohn! Ja, er hatte Ursach so zu glauben; denn Buchhorst drang darauf, daß der Prinz in dem allerstrengsten Inkognito in der Hauptstadt leben sollte. Welche andere Gründe konnte das haben, als den Haß seines Oheims?

Georg las die Papiere, die ihm sein Vater gegeben. Er fand die allerernstesten Warnungen in den Papieren, ja mit der größesten Behutsamkeit über seine Geburt zu schweigen, und sie selbst seinem Freunde und Ahlenbach zu verbergen, weil die Mittheilung sogar seinen Freunden gefährlich werden könnte.

Sobald er in der Residenz angekommen, und die Wohnung, die man ihm bereitet, bezogen hatte, schrieb er an Reinhold: „O mein Reinhold, jetzt in der dunkeln Stunde der Mitternacht, die nicht so dunkel ist, als die meines Leidens, wo alle meine Hoffnungen des Lebens, wie Ruinen von zerstörten Triumphbogen, um mein Leben herstehen, sage ich Dir, daß meinem öden Leben nichts mehr übrig ist, als Deine Freundschaft. O mein Reinhold, wohl sagtest Du prophetisch: das Geschick könnte dennoch eine Möglichkeit haben, mir die schönste Hoffnung meines Lebens — Du weißt ja welche! — die ich wie eine Morgenröthe um mein Leben, die ich wie einen Regenbogen voll

Hoffnung um die Gewitterwolken hing, die ich über meinem Leben stehen sah, unmöglich zu machen! Unmöglich! O ich hätte dennoch, kämpfend mit dem Geschick, und hätte ich alle mein Blut aus tausend Wunden verbluten müssen, meinen Entschluß fest gehalten, und ich! o ich! Ich frage mich ja immer, warum sollt ich es nicht? Aber wie ich mich aus Euren Armen riß, aus Deinen, aus Ahlenbachs Armen, da rief er — Ahlenbach — mir nach: Das Leben hat einen höhern Werth, wenn nicht für Dich, doch für andere! Und o Gott! Ich wollte meinen Vater erzürnen, mein Geschick; aber, o rede! Darf ich Ahlenbach erzürnen? Er würde sagen: Sey ein Held! Zerreiß die Kette einer vergänglichen Leidenschaft! — Vergänglich? O Himmel, laß nur diese Liebe nicht vergänglich seyn! — Doch das Schicksal hat ja noch nicht entschieden! Und ich — ich entscheide nicht! — Ich lebe hier in der Residenz. Mein Name heißt von Buchhorst. Ich habe mein Wort gegeben, mein Geschick allen Men-

schen zu verschweigen. O ich wollte, alle Menschen vergäßen es durch ein Wunder. Wie leicht würde ichs vergessen! O komm, komm bald, mein Reinhold, daß ich an Deiner Brust den Schmerz vergesse, der meine Seele nach und nach in zu weichen Gram auflöst!“

— — —

„Was ist das? Was soll das? Sind wir Beide, Du und ich, das freche Spiel von Betrügern, oder — soll ich an Zauberei glauben? Und o! dürfte ich daran glauben! Du erzähltest mir in Borgo in der Schweiz ein Abentheuer, was Dir begegnet war, mit Lächeln zwar; aber eben weil Du darüber hineiltest, so geflissentlich, und dabei einige Tage hindurch die Einsamkeit suchtest, oder wohl gar das Mädchen wieder, von dem Du erzähltest, so sah ich, daß diese Begebenheit Dich beunruhigt hatte. O gesteh mir jetzt, sie hatte Dich sehr beunruhigt; denn Du verschwiegst sie Ahlenbach. Ich bitte

Dich, erzähle sie mir recht ausführlich; denn mir ist etwas ähnliches begegnet, dessen Zusammenhang ich nicht verstehe. Ich lächle wie Du; aber es hat meinem einzigen Wunsche dennoch eine leuchtende Hoffnung gegeben, die mich empor trägt, als hätte die unfehlbare Stimme des Geschicks gesprochen!

„Sieh, so wars. —

„Ich schrieb an Dich, Reinhold. Ich hatte noch Niemanden gesehen. Niemand mich. Mein Begleiter war wieder abgereist. Er hatte mir einen Bedienten gelassen, einen jungen Menschen von achtzehn Jahren höchstens, unschuldig und freundlich, vom Lande, der heute zum erstenmale in der Residenz war. Er hatte mir den Schauspielzettel auf den Tisch gelegt, der im Hause abgegeben war, wie immer. Mein Wirth ist ein alter, ehrlicher Mann, gichtisch, seine Frau wartet ihn, und er und sie kommen nicht aus dem Hause. Nimm dazu eine alte fromme Magd, die zwanzig Jahr im Hause ist, so hast Du alle meine Hausbewohner.

„Ich nehme den Schauspielzettel von ohngefähr in die Hand. Ich wollte, um mich von meinen finstern Gedanken zu befreien, ins Schauspiel, aber es war zu spät. Unten lese ich: nach dem Schauspiel Maskenball um zehn Uhr. Gleich viel! sage ich.

„Beim Auspacken meines Koffers war mir der Maskenmantel, das Andenken aus Venedig, in die Hand gefallen. Um zehn bin ich gekleidet. Die Magd holt mir einen Miethswagen. Ich fahre auf den Ball, eine ganze Bartmaske aus Venedig vor dem Gesicht, so daß mich durchaus Niemand kennen konnte.

„Ich trete ein, dränge mich durch, um den Fürsten zu sehen.

„Ich stand gedankenvoll vor der fürstlichen Loge, und schaue, bis Jemand mir sagt: „„O sehen Sie, wie schön!“ Ich sehe hin, wohin er zeigt, und sehe eine junge Zigeunerin, die Schellentrommel über dem Haupt empor gehoben, tanzen, so schön, so ausdrucksvoll, wie wir es nur in Neapel und Sicilien gesehen ha-

ben. Sie zog aller Augen auf sich; aber es war, als tanzte sie für sich, als sähe sie Niemand, als wäre es die Flamme der Lust, die sie begeisterte.

„Wer ists? frage ich meinen Nachbar.

„„Man meint, die Schauspielerin, Mamsell N. N.“

„Ihr Tanz war zu Ende, und nun ging sie; aber auch ihr Gehen war ein schöner Tanz, unter den Zuschauern dahin, so unschuldig, und doch so keck, daß das junge Volk sich sogleich mit Schmeichelei und Possen an sie machte.

„Des Mädchens Antworten waren so fein, so schneidend, und zuweilen so ernst und stolz, daß sie das Erstaunen aufs neue rege machte. Man plagte sie um ihren Namen. „„Ich habe keinen Namen,“ antwortete sie ruhig, und auf einmal auf mich mit der Hand zeigend, setzte sie hinzu — „„wie der da. Der hat auch keinen Namen.“

„In der That, Reinhold, ich war höchst betroffen; aber ich mußte etwas sa-

gen, denn man sah auf mich. Ich sagte: so bist Du meine Schwester; wir haben Einen Namen denn! Und ich biete ihr meinen Arm.

„Sie legt ihren Arm um meinen, und sagt italiänisch: „„Ich kenne Dich recht wohl, obwohl Du keinen Namen hast. Ich sah Dich in Palermo. Da tanzte ich auch, und hätte Dir Dein Geschick voraus gesagt, hättest Du mich gefragt."

„Ich lächelte selbst unter meiner Maske, um sie nicht sehen zu lassen, wie betroffen ich war.

„In Rom auch? fragte ich mich fassend.

„„Ja, in Rom! Und in Pisa, in Camposanto auf heiliger Erde, über den Gräbern alter erloschener Geschlechter, doch Pisa selbst ist erloschen."

„In der That, Reinhold, ich erstaunte; denn das waren Ahlenbachs Worte in Camposanto zu Pisa.

„Du kennst mich sehr gut. Aber kenne ich Dich nicht, schöne Prophetin?

„„Nein!" sagte sie unschuldig, und zog die Maske ab.

„Ich sah ein edles Gesicht, was mir aber vollkommen unbekannt war.

„„O ich kenne Dich lange," sagte sie wieder, sehr schnell italiänisch redend, wahrscheinlich, damit man sie nicht verstehen sollte — „„wir spielten am Ufer des Ebro in Kastronero."

„Das! war zu viel, Reinhold. Denn sprich, wer auf der Erde konnte das wissen, als wir und meine Eltern? Oder war es ein Fallstrick, den der Feind meines Hauses mir legte. Das wars endlich, was ich hell dachte. Hell? Welch ein Fallstrick war nöthig, wenn man mich kannte?

„Und Du, sagte ich finster: so schön, mit so viel Reiz, so viel Talent, dienst Betrügern, der Lüge?

„Sie zog ihre Maske ganz ab, und wendete mir ein Gesicht voll Unschuld und Treuherzigkeit zu: „„Seh ich aus wie Betrug und Lüge?"

„Was willst Du aber?

„„Muß denn alles, was wie Wunder aussieht, Betrug seyn?“ fuhr sie fort. „„Können nicht Menschen Dich besser kennen, als Du selbst?“

„Wie weißt Du aber? fragte ich leicht und scherzend.

„„Ich weiß, was Dir noch geheimer scheint, Deine Liebe zu Marien. Scherze so viel Du willst; Du mußt dennoch erstaunen, und an mich denken, wie Reinhold, dem ich in Borgo erschien. Dir gebe ich Hoffnung, Hoffnung! ihm gab ich Warnung. Der Himmel erhalte sein Herz stark; denn sein Geschick bedarf eines starken Herzens! Würdest Du nicht der Stimme eines Engels trauen, und nicht auch Er? Ein edler Mensch wurde Euer Engel, und ich bin seine Stimme.“

„„Bleib Marien treu!“ Mit den Worten riß sie sich von mir los, und flog in das Gedränge.

„Man fragte mich, wer sie sey. Ich hatte Mühe, ruhig darauf zu antworten: ich kenne sie nicht.

„Sie tanzte, und dann war sie verschwunden.

„Ich bitte Dich, antworte mir sogleich. Und schreib mir über Marien, wer sie ist; ob vielleicht auch eine dunkle Wolke ihre Geburt bedeckt, wie meine.

„Am andern Morgen ging ich, meinen Verhaltungsbefehlen gemäß, zu einem Herrn von Buchhorst. Er war nicht da. Ich erhielt aber einige Addressen für einige Familien hier. O wie gern hätte ich ihm mein Abentheuer vom Maskenballe erzählt! Ach, wie viel lieber entdeckte ich Dir, mein Zwillingsbruder, die ganze traurige Geschichte meines Lebens, die dunkle gramvolle Zukunft, und die Hoffnung, welche mir das Mädchen gab! Schreib sogleich, und Alles! Alles!"

Antwort.

Ich bitte Dich, sey ruhig! O sey ruhig, mein Georg! Du hattest Recht, die Begebenheit in der Schweiz hatte mich sehr

sehr beunruhigt. Ich lachte darüber, und doch war mirs, wenn ich allein war, als stände die Riesengestalt der Zukunft wie ein Chaos voll wunderbarer Gestalten, voll fahrender Blitze, vor meiner Seele.

Sieh, ich ging in das Thal von Borgo, was nach der Sage der Landleute von den Felsenelfen bewohnt seyn soll. In der That, das Thal voll spitzer, und zu Grotten gewölbter Klippen, mit den herabspringenden Quellen, gab einen so wunderseltsamen Anblick, daß man das Mährchen hätte glaublich finden können. Ich träumte von dem Felsenmädchen, und in dem Augenblicke stand ein Mädchen vor mir, daß ich zusammenfuhr. Das Haar, mit Feldblumen durchflochten, hing in langen wallenden Locken über die Schultern und über den Rücken hinab. Ein weißer, durchsichtiger Schleier bedeckte das Gesicht. Sie stand am Eingange einer Grotte, und ihr Gesicht, was gegen mich gewendet war, schien mich zu erwarten.

Ich stutzte in der That; ich wußte ja nicht, was ich aus dem Anblick des Mäd-

chens, hier in dieser menschenleeren Oede machen sollte. Sie stand unbeweglich und schaute auf mich, aber so ruhig. Ich that ein paar Schritte vorwärts, aus Schaam über meine Furcht.

„Komm nur näher," sagte sie mit einer schönen Stimme, und italiänisch — „komm näher, Reinhold, wir sind Beide nicht, was wir scheinen!"

Mein Name, den sie nannte, und ihre räthselhaften Worte, gaben mir meinen Muth wieder; denn, dacht ich: es ist ein Scherz oder eine Betrügerei. Ich ging zu ihr.

„Wer sind Sie?" fragte ich ruhig und mich fassend — „und wer wollen Sie scheinen?"

„Ein Mädchen bin ich, das Dich auf Deiner ganzen Reise begleitet hat, Dich zu warnen, Reinhold!"

Ich sah an der Bewegung des Schleiers, daß sie zitterte. Ich lächelte doch ein wenig spöttisch. „Ich liebe die Mummerei nicht,' sagte ich lachend — „nun heraus mit der Warnung. Sie muß viel

werth seyn, da sie Ihnen eine so künstliche Vorbereitung kostet.'

Sie zitterte heftiger. „Sie bringen mich aus meiner Rolle, Reinhold, und doch bin ich Ihnen gefolgt von Eschleben bis jetzt.' Sie nannte mir alle Orte, wo wir gewesen, und kleine Begebenheiten, die nur ich wissen konnte. „Sie sehen, zum Scherz macht man solche Anstalten nicht!"

„Aber wohl zu täuschen, das härtere Wort mag ich nicht nennen."

Da schlug sie rasch den Schleier auf, und zeigte mir ihre Augen voll Thränen. „Sind auch diese Thränen Täuschung?" fragte Sie mit bewegter Stimme, und einer beklemmten Heftigkeit. „Ja, mein Erscheinen hier sollte sie täuschen; aber hat nicht die reinste Liebe auch Täuschungen?"

Ich schwieg und sah sie an.

„Wer ists denn?" fragte ich — „der diesen zärtlichen Antheil an mir nimmt?"

„Menschen, denen Sie nahe angehören. Sie sind nicht, was Sie scheinen. Mehr darf ich nicht sagen."

„Was wollen Sie mir denn sagen?"

„Ich soll Ihnen sagen, im Namen theurer Menschen, sie sollen über Ihr Herz wachen, damit nicht Ihre Liebe ein unschuldiges Herz zerbricht. Das Geschick hat das Herz schon bestimmt, für das Ihres schlagen darf."

„Und woran werde ich es kennen?"

„Wenn Sie mich wiedersehen."

„Wann ist das?"

„Sobald das Geschick will. O Reinhold, lächeln Sie nicht. Wachen Sie über Ihr Herz. Das Geschick, und bedenken Sie wohl, das gütigste Geschick, hat über Ihre Liebe entschieden. Die Menschen, die Sie in Herzen tragen, hatten kein anderes Mittel, als dieses, Sie zu warnen. Und dürfen Sie, so verschweigen Sie, was Sie gehört, und glückliche Träume mögen Ihnen das schöne Bild Ihrer edlen Geliebten zeigen. Ich muß fort. Glauben Sie diesem Her-

zen, in dem keine Schuld wohnt, diesen Thränen, welche die Theilnahme an Ihrem Glück mir erpreßt."

Sie sah mich noch einmal an; dann flog sie in die Grotte. Ich ging ihr langsam nach; aber ich konnte den Weg nicht finden. Ich kehrte zurück.

Ich setzte mich in den Eingang der Grotte auf einen hervorspringenden Felsen, und dachte Wort vor Wort mir die ganze Unterredung zurück, die ich mit dem Mädchen gehabt hatte.

Ich konnte recht wohl begreifen, daß man alle diese weitläuftigen Anstalten nicht gemacht haben konnte, um die Phantasie eines jungen Menschen in eine fieberhafte Bewegung zu setzen. Wie viel und wie wenig daran seyn mochte, so beschloß ich mir das Abentheuer aus dem Sinne zu schlagen und meinen geraden Weg zu gehen. Ich fühlte es mit Widerwillen, daß eine fremde Gewalt sich der Herrschaft über mein Leben bemächtigen wollte. Denn hätte mein Leben einen Schutzengel, und gäbe es thessalische Zaubersprüche,

womit ich seine Hand in Bewegung setzen könnte, so möchte ich es nicht. Ich will das verwirrte Räthsel meines Lebens selbst auflösen, gut oder schlimm, aber ich selbst, und so beschloß ich Ahlenbachen nichts von Allem zu sagen. Wozu sollt ich ihn beunruhigen? Dir sagte ich ein paar Worte. Ich wollte, es wäre nicht geschehen.

Aber doch wars mir lieb, daß ich die Schallmey eines Ziegenhirten hörte, der über die Felsen wegtrieb. Es war ein Mensch, und die Töne seiner Schallmey erweckten das heitre Leben wieder menschlich um mich her.

Ich rief ihn an, und fragte ihn, ob die Grotte nicht einen Durchgang hätte.

„Man sagts," rief er herab — „aber wer weiß es? Man nennt sie die Grotte der Zukunft. Wer darin schläft, träumt sein Schicksal."

Kurz ich ging dennoch mit einer geheimen Unruhe aus dem Thal. Und obgleich ich fest, recht fest entschlossen war, mich der Hand einer höhern Vorsicht als menschlicher ruhig zu überlassen: so trat

dennoch das Mädchen mit ihren Orakelsprüchen mir fast gewaltsam entgegen, besonders wenn irgend ein Mädchen mein Herz bewegte. Ich fühlte, Georg, mein Leben, meine Empfindungen gingen seit diesem Tage in keiner leichten, natürlichen Bahn mehr. Ich hätte mich eben so leicht überreden können, ich liebte ein Mädchen, das ich hier oder dort sah, um auf die Kampfbahn mit dem gewaltigen Schicksal zu treten; oder ich mußte aufhören, irgend Eins zu lieben.

O Du weißt, mit welcher Sehnsucht mich nach Welfenstein verlangte, nach meiner Kindheit theuren Gespielin, Marien! Ich fing an, vor dem Augenblicke, da ich sie wiedersehen sollte, zu zittern. Er zerriß mein Herz mit dem tiefsten Verdruß; aber ich hörte die bewegten Worte immer: Wachen Sie über Ihr Herz, Reinhold! O wie froh war ich, daß ich den Namen Schwester für Marien hatte! Wie froh, da ich in Deinem sanft glühenden Auge, und Deinem Händedrücken, die Liebe für Marien las. O

Georg, ich verwünschte den Augenblick in Borgo, denn das Geschick hatte mir eine unzerreißbare Fessel angelegt. Ich flatterte nur rings um, wie ein Vogel an dem Faden rings um die Hand herflattert, die ihn ewig hält.

Und nun gar Du auch, mein Georg! Wars nicht genug, daß man mich an diese harte Kette legte? Mußte man noch Dein weicheres Herz, Deine brennendere Phantasie mit diesen Flammen von Kolophonium füllen? Denn glaube mir, mehr ist es nicht, als Theaterblitze. Denn wie würden zugleich zwei Jünglinge, ich und Du, so seltsame Schicksale haben, daß Eine Hand sie leiten muß?

Ich ließ mir von Ahlenbach noch einmal erzählen, wie Du eigentlich zu ihm gekommen warst. Er erzählte, wie immer.

„Verschweigst Du etwan etwas dabei?" fragte ich.

„Nein," antwortete er so wahr.

„Oder hättest Du Ursach zu glauben, daß, was Dir Zufall schien, überlegter Plan war?“

Er besann sich, und sagte dann: „Nein, ich bin gewiß, es war ein Zufall, wenn etwas Zufall heißen kann.“

Nun? Und hat es nicht die unsichtbare Hand mit uns Beiden? Sprich! die der Zufall aus Nord und Süd zusammen geweht hat.

Du scheinst Dein Geschick zu kennen, obgleich ich nicht begreife, wie es Dir verbieten kann, Marien zu lieben. Aber aus Deinem Briefe geht hervor, daß das Mädchen vom Maskenballe mit Deinem Geschick nicht in Verbindung stehen muß, vielmehr giebt das Mädchen Dir Hoffnungen, welche Dein Vater, den Du nun wohl kennst, Dir nahm.

O lieber Georg, halte Dich muthig an das, was Du weißt, und an keine Hoffnung, die Dir kein Mensch, selbst kein Engel geben dürfte. Hoffen ist schon Handeln; was Du hoffen dürftest, dürftest Du auch ausführen. Was Recht ist,

mein Georg, ist ja keinem Zweifel unterworfen; und keiner Leidenschaft, keines Menschen, keines Engels, und keines Gottes Stimme kann Dich darüber irre machen.

Ich wollte Ahlenbachen nichts sagen; denn er war ja schon unruhig genug über das Dunkel Deines Geschicks, und über Deine Liebe.

Ich fragte Ahlenbach in des Kapitains Gegenwart nach den Umständen. „Zufall?" sagte der Kapitain. „Man könnte auch sagen, nichts in der Welt ist Zufall. In Verona warf der Zufall mich in Ahlenbachs Nähe; sieh, mein Sohn, ich vergesse es in keinem Gebete, Gott dafür zu danken mit Freudenthränen. Zufall! Schickung! Zwischen den beiden Worten ist der arme Mensch eingeklemmt, weil er Gottes reiche Allmacht und Barmherzigkeit nicht erkennen kann; so wie wir oft das Stäubchen, worauf wir armen Menschen wohnen, Welt nennen, so sagen wir Zufall, wo wir knieend die Gabe Gottes anbeten sollten."

Nun fragte ich nach Mariens Eltern.

„Ich weiß nicht, Reinhold," sagte der Kapitain — „auf Deinem Gesicht sieht die Frage gerade aus, wie der erste Grad der Tortur, und als ob eine Brücke von der ersten Frage nach dieser hinginge, um irgend eine dunkle, tiefe Kluft auszufüllen."

So scharf sieht des Kapitains Auge.

Ich lächelte. Der Kapitain holte mir den Taufschein Mariens. „Des Postillons Lorenz Strauß älteste Tochter."

Ich that noch einige Fragen; aber der Kapitain wurde ernstlich böse. „Du meinst wohl gar, weil das liebe Kind so hübsch ist, so gut, so viel weiß, so wäre sie eine Tochter des Königs von Kaschmir, die mir der Vogel Greif im Gebürge Albordsch gebracht hätte. Aber glaube mir, unter des Postillons gelber Jacke schlug ein Herz, dessen sich kein König zu schämen hätte."

Ich getraute mich kaum nach mir selbst zu fragen; aber die Worte des Mädchens: Sie sind nicht, was Sie scheinen! drängten mich.

„Und mein Vater, liebster Oheim, ist der Herr von Welfenstein?"

„Mein Gott, Reinhold, welche Fragen?" sagte meine Tante.

„In Makassar sparen die Bettler," rief der Kapitain ungeduldig — „ihr Almosen, um Opium dafür zu essen, Malchen, und in dem Opiumsrausche bilden sie sich ein, sie sind Könige, oder Engel, oder der liebe Gott selbst. Oder hast Du Tollbeeren gegessen, Reinhold?"

„Antworte ihm doch," sagte Ahlenbach — „denn nachher soll Er antworten."

Der Kapitain erzählte seine Ankunft in Treutlingen, und setzte dann hinzu: „Dein Vater und Deine Mutter schwören wenigstens, daß Du ihr Sohn bist."

Nun drang man in mich; aber ich lachte, und schwieg.

Der Kapitain schüttelte den Kopf, und sagte: „Ich wollte, Du wärst ein Narr: aber so – es wird sich finden!" Ich ging zu meinem Vater —

O liebster Georg, mein Vater ist jetzt in Welfenstein. O davon hätte ich anfangen sollen.

Da ich mit Ahlenbach hier ankam, flog ich vorweg, und was ich vermuthet hatte, im Eichenholze fand ich Marien und Jukunden. Marie legte mit einem tiefen Seufzer ihr Haupt an meine Brust; aber ihr Gram war so sanft, wie die Geduld, die nur statt der Seufzer ein wehmüthiges Lächeln hat. Sie sah mir nur mit den fragenden sanften Augen ins Gesicht, und Jukunde fragte an ihrer Statt: „Georg ist gesund? Das darfst Du mir doch sagen?"

„Er ist gesund!" sagte ich eilig, und faßte Beider Hände, sie fort zu ziehen.

„Deine Eltern sind hier," sagte leise Marie — „und Dein Bruder, und Wiktorie, Deine Schwester; aber Du sollst erst zu dem Kapitain kommen. Dar-

um sind wir Dir entgegen gekommen. Der Kapitain will Dich vorher noch einmal sprechen."

O sieh, Georg, so stand ich mit Dir vielleicht in einer Minute zum erstenmale vor dem Angesichte meines Vaters. Das wars, was ich zuerst dachte, und nun, nun nahm meine Phantasie alle edle Farben, um die ehrwürdigen Gestalten meiner Eltern zu mahlen. O ich fand nun in Deiner Stelle einen Bruder wieder, eine Schwester. „O," rief ich — „wie will ich ich sie lieben! O Marie, wo sind sie denn?"

„Auf dem Schlosse. Dein Vater ist sehr reich durch die Erbschaft seines Oheims."

„O Marie, sehe ich meinem Vater ähnlich, oder meiner Mutter? Oder sieht mein Bruder mir ähnlich?" Sie sahen mich an und antworteten nicht.

Sie zogen mich zu dem Kapitain. Ich wußte vor Freuden nicht, wo ich war, was ich that, was ich sagte. Ich ließ mich führen.

Der Kapitain sagte mir sogleich, ohne mich zu umarmen, so eilig war er: „Deine Eltern sind hier. Du mußt sogleich hin. Sie wissen daß Du heute kommst. Aber, Reinhold, hör, Reinholdchen! O guter Himmel! gieb mir gute Worte! Sieh, mein Sohn, erstlich laß Dich nicht merken, daß Du das geliebte Mährchen von der Abstammung aus dem Hause Este für ein Mährchen hältst. Er hat das Mährchen lieb, und Du bist sein Sohn. Zweitens, mein Sohn, Dein Vater hat Dich in der Jugend weggegeben. Er hat Dir nicht wohl gethan; es ist unmöglich, daß er Dich so lieben könnte, wie den Sohn, den er alle Tage, jede Minute sah; aber Du bist ihm Liebe schuldig, obwohl Du ihn nicht sahest. Denn er gab Dir das Leben. Kurz, mein Sohn — denn ich könnte hier noch ein Jahr stehen und predigen, ich träfe den rechten Ton dennoch nicht — Du gehst, Deine Eltern zu sehen, denen Du mit dem Leben alles verdankst; Du gehst einer großen Stunde entgegen. Sey ein

Sohn! Sey ein guter Sohn! Nun geh mit Gott!“

Ich ging also, von seinen Seufzern begleitet, dem Schlosse zu, meinen Eltern entgegen.

Ich fand auf einem unförmlichen, steinernen Postamente das Wappen unseres Hauses die drei gekrönten Wölfe im goldenen Grunde, vor dem Hause, statt des schicklichen ehemaligen Aufgangs, eine schwere marmorne Treppe, und davor einen ungestalten Riesen von Triton in einem Marmorbassin, der aus seiner ungeheuren Muschel einen Wasserstrahl eines Fingers dick emporblies, und mitten unter den Göttergestalten die das Bassin umgaben, und die von einem Steinmetzen gehauen waren, einen angemahlten Pantalon und Arlequin auf vergoldeten Postamenten; aber es irrte mich nicht. Denn trotz den bedenklichen Warnungen, die mir der Kapitain mit auf den Weg gegeben, war meine Brust dennoch voll Liebe, voll reiner Liebe.

Ich

Ich flog die Treppe hinauf, und auf dem Vorsaale begegneten mir zwei Mädchen. „O," rief ich Beide betrachtend — „daß ich fragen muß, welche von Beiden ist meine Schwester Viktorie?'

Meine Schwester hing an meinem Halse mit dem Geschrei: „O Bruder Reinhold!"

Meine Eltern kamen auf dieses Geschrei aus dem Saale. Da sah ich sie zum erstenmale die beiden ehrwürdigen Gestalten, aus deren Herzen der Quell meines Lebens floß.

O mein Georg, denke der Minute, da Du zum erstenmale wieder vor der edlen Gestalt Deines Vaters standest, wie Dir da war, war mir! Eine tiefe Ehrfurcht, eine aufflammende Liebe, deren Flammen nie verlöschen werden, beugte mein Kniee auf den Boden, und goß in meine Augen zwei Thränenströme. „Vater! Mutter!" sagte ich leise — „o zum erstenmale nenne ich die beiden schönsten Namen des irdischen Lebens."

„Mein Kind! o mein Kind!" schluchzte meine Mutter hervor. O der Mutter Herz konnte ja keinen schönern Namen finden, als: mein Kind! Der Name Sohn, der Name Reinhold wäre nicht halb so viel gewesen. O fühlst Du das auch? Und hast Du Deine Mutter gesehen, nannte sie Dich auch Kind?

Nun schlangen der Mutter Arme den segnenden Kranz der Liebe um ihr Kind; ich lag an dem Herzen, das mir das Leben gegeben, und ihre Thränen, die über meine Wangen rollten, gaben mir jetzt die allerschönste Minute meines Lebens. Dann führte sie mich an die Brust meines ehrwürdigen Vaters.

„Mein edler Sohn!" mit den Worten empfing er mich, und nun ging ich in der Mitte meiner Eltern, ihre beiden Hände auf meine Brust gedrückt, in den Saal, und, als träte ich jenseits des Grabes unter die Geister meiner Vorfahren, solche Blicke voll Liebe warf ich jetzt auf die Portraits derselben die im Saale hingen. Mein Vater sah meine Blicke, und

lächelnd zeigte er mir den ersten unseres Geschlechts, einen Welf.

Was kümmerte mich sein Name, ob Täuschung, ob Wahrheit? Und wem schmeichelt es nicht am Ende, aus einem edlen Hause abzustammen? Zeigte er mir doch mit einem Blick voll zärtlicher Liebe meine Großmutter, der er ähnlich sah.

Ich sah ihn mit unendlicher Liebe an, da er mir sogar den Namen meiner Mutter Birkenfeld mit einer räthselhaften Andeutung einer hohen Abstammung nannte. Ich bedurfte ja des Kapitains Segens: sey ein guter Sohn! womit er mich zu meinem Vater schickte, gar nicht. O wie hätte ich etwas anders seyn können, als ein guter Sohn!

Sieh, ich sah ja nun wohl, mein Vater wollte die Liebe mit der Würde des Vaters verhüllen, so verhüllte ich meine jugendliche, zu heiße Liebe in die Ehrerbietung des Sohnes.

Ich setzte mich gegen ihn über, meine Mutter und meine Schwester saßen an meinen beiden Seiten.

Ich mußte von meinen Reisen erzählen, nnd ich nannte ihm, um ihm ein Lächeln abzugewinnen, alle die Vornehmen, deren Bekanntschaft wir gemacht hatten.

O mein Georg! O mein geliebter Bruder! Wie viel Faden der Liebe hatte nicht die lange Zeit da er mich nicht gesehen, abreißen müssen! Und wie viel Liebe gab mir dennoch sein Herz!

Er redete viel von meinem Bruder Hugo, von den Planen, welche seine Liebe mit ihm hatte; von meiner Verbindung mit dem Kapitain, der mich ja wie seinen Sohn betrachtete, und wer weiß — setzte er hinzu, recht angenehm lächelnd, und fragte nach Jukunden.

Es war, als sollte dieses Gespräch etwas vorbereiten. O lieber Georg, ich hätte nur gern gesehen, es hätte die erste Unterredung mit meinem Vater nicht getrübt. O er gebe mir seine Liebe, und meinem Bruder alles, was er will.

Aber ach! fast klang es hart, daß er in einer Wendung des Gesprächs zu ver-

stehen gab, ich würde wohl bei dem Kapitain wohnen, und ohne meine Antwort abzuwarten, hinzusetzte: „Du wirst aber hoffentlich recht oft bei uns seyn." Ach, Georg! Und überlege ich, daß er mich nicht gesehen, nicht einmal den Ton meiner Stimme kennt, daß ich ihm ein Fremder scheinen muß, weil ich es bin, daß — daß — ich könnte noch tausend daß hinzufügen, die alles entschuldigen, nur allein das nicht, wollte ich aufhören, sein Sohn zu seyn. Ach, mein Georg! Mein Bruder! O von jetzt an will ich Dir den heiligen Namen Bruder geben; denn wir wuchsen mit einander auf; wir haben Beide an Ahlenbachs Herzen gelegen; unsre Kindheit trank Eine Nahrung der Empfindung, des Denkens, der Phantasie, der Wünsche, der Hoffnungen. Unser Leben floß wie zwei Thautropfen in dem Busen einer Lilie zusammen. So wurden wir Brüder. Nein, ich habe keinen Bruder außer Dich! O mein Bruder Georg! Wir gingen neben einander her, das ganze Leben hin-

durch, wie die Sterne der Zwillinge. Deckte Dich eine Wolke des Kummers, so deckte sie auch mich. Blitzten Deine Strahlen, so leuchteten auch meine. O mein Bruder! Ich und Hugo waren ja nur ein paar Kometen, die das Geschick auf ewig aus einander riß, und begegnen wir uns einmal, so trennen wir uns sogleich wieder. O Du mein Bruder Georg!

Und Marie? O Georg, ich weiß nicht, soll ich Dir sagen, nimm die Hoffnung, die Dir die Prophetin auf dem Maskenballe gab! Marie — Ahlenbach bat mich, Mariens Hoffnung nicht mit dem kleinsten Strahle zu erhellen. Ich versprach es ihm. O wie sollt ich anders?

Aber ich glaube, sie findet ein schöneres Licht für ihre Hoffnung in ihrem Herzen voll Liebe, in Jukundens tröstendem Gespräch, in dem letzten Gespräch, was Du mit ihr gehalten.

Denn wenn sie allein sitzt in dem Eichthale, wo Du ihr Lebewohl sagtest, das schöne Haupt hinten über gelehnt, die Au-

gen in die Wolken gerichtet, die Seele voll Träume, und wenn ich sie dann unbemerkt beobachte: so schleicht sich nach und nach aus ihren Träumen ein seliges Lächeln auf ihren Mund. O Georg, wenn Du Deine Hoffnungen nicht verloren hast, wie ich fast aus Deinem Briefe schließen muß, Du hast sie alle verloren: Marie hat ihre Hoffnungen nicht verloren.

Ich höre sie oft phantasiren auf dem Fortepiano. Hebt sie an, so ists jedesmal mit einem klagenden, tieftraurenden Adagio. Aber unter den erweichenden Tönen verliert sich nach und nach der Schmerz, immer schmeichelnder, immer leiser werden die Töne, und zuweilen kann sie sogar mit ein paar triumphirenden Akkorden endigen! Aber Georg, hast Du Deine Hoffnungen verloren, so trag das Geschick wie ein Mann, so verschließ Dein Ohr gegen die Sirenentöne Deiner Prophetin, die mir freilich ein Räthsel bleibt, da ich sie fast für eine Betrügerin halten möchte,

weil sie uns Beiden auf einmal nachrennt, mit ihren Orakeln.

Du bist nicht, was Du scheinst! So sagt sie Dir, so mir. Warum denn mir? Und doch, doch lag mir das Orakel schwer auf dem Herzen, und so ließ ich mir von meiner theuren Mutter, ach, die mich eben darum mehr liebt, weil sie mich nicht kennt! — O wie viel mehr ist die Mutter als der Vater! — So ließ ich mir von ihr aus meiner Kindheit erzählen, und ich führte sie unbemerkt auf meine Geburt, und sie erzählte mir, ach, mit Thränen des allermütterlichsten Entzückens, daß ihr mein Daseyn fast das Leben gekostet; daß Stunden lang anhaltende Ohnmachten fast jede Rettung unmöglich gemacht. „O," rief sie nun, und umarmte mich so mütterlich — „welchen Lohn, welchen hohen Lohn, habe ich nun für drei Tage Schmerzen, welches himmlische Entzücken, meinen Reinhold!"

Sie erzählte mir von meiner Taufe, wie mein Vater mich hätte wollen Rinaldo nennen, weil Rinaldo aus dem

Hause Este war. Sieh, alle diese kleinen Umstände mit den geringfügigsten Kleinigkeiten erzählt sie mir, so daß ich jetzt gewiß bin, die Pythia in Borgo war getäuscht oder wollte täuschen.

Sprich, was kann denn das Wort eines Menschen, eines Mädchens, und wäre sie die Pythia selbst, gegen den Spruch des Schicksals, den Du jetzt ja wohl gehört hast.

Du mußt ja beurtheilen können, ob Dein Geschick Dich zwingt, Marien zu entsagen. Und mußt Du, so entsage lächelnd, und bleib Dir getreu! —

Und wie? wie Georg? Wenn das Mädchen aus Borgo mich für Dich gehalten; denn nachgeschickt war sie uns? Wenn das, was sie mir sagte, Dich gelten sollte, und was sie mir sagte, klang danach. Wenn sie nachher erst erfuhr, sie hatte sich geirrt, und nun trat sie zu Dir? Doch nein, Georg, denn sie sagte Dir ja das Gegentheil von dem, was sie mir sagte. Aber welche Hoffnung willst Du

aus dem Munde einer Unbekannten nehmen? Welche?

Sey ein Mann, und trage das Geschick wie eine Krone, und sollen Prophezeihungen erfüllt werden, dann hast Du Deine Hoffnungen verdient wie ein Mann, und Dein Glück, Georg, ist dann wie der Lorbeerkranz, den der Sieger nach vollendeter Laufbahn erhielt. Ich käme gern recht bald zu Dir, lieber Georg; aber der Kapitain verlangt, ich soll noch bleiben.

Er hofft, der Brudername soll mich und meinen Bruder versöhnen. Ich glaube, ich thäte besser, wenn ich ginge, um mehr, als das, was er fürchtet. Adieu.

Reinhold an Georg.

Welfenstein.

Je mehr ich über unsere seltsame Begebenheit denke, desto mehr beunruhigt sie mich. Daß man uns Schritt vor Schritt auf unserer ganzen Reise verfolgt

und beobachtet hat, weiß ich jetzt von Ahlenbach. Aber er meint, es hätte nur allein Dich gegolten. Ich wollte glauben, man hätte nur so nebenher seinen Scherz mit mir treiben wollen, aber die Thränen in des Mädchens Augen, und die unendlich rührende Theilnahme in ihrer Stimme an mir, war Wahrheit. Ich wurde beobachtet, wie Du.

Doch laß uns ruhig den Weg unseres Lebens fortschreiten. Es giebt höhere Wesen, welche uns bewachen, und so bin ich ruhig. Sey Du es auch.

Ich dränge mich mit sanfter Gewalt an das Herz meines Vaters, obwohl mein Bruder mich abwehren will. Ich sah ihn erst den Tag nach meiner Ankunft.

O freilich, er fiel an meine Brust, er hatte sogar Thränen für den Bruder, den er zum erstenmale sah, aber doch betrachtete er mich mit Blicken, wie die französischen Zollbeamten, mit diesen laurenden Blicken, als wollte er mein Herz visitiren, welche Plane es umschlösse.

Mitten in seine Schmeicheleien, die er meinen Talenten, und meinen Reisen machte, schob er Nebenanmerkungen ein, die aber sein scharfes Auge zur Hauptsache machte: daß unser Vater gar nicht so reich sey, als man ihn glaubte, und als er sich selbst gern glauben ließe. Er rechnete mir vor, wie viel es gekostet, um das Gut aus den Händen der Gläubiger zu retten; daß man den Plan habe, ihn mit Kusine Theresen zu verbinden, die vollkommen arm sey.

„Arm, lieber Bruder? Ich habe nur zehn Worte mit ihr gewechselt, und wenn ihr Herz so reich ist, wie ihr Geist —"

Sieh, so kannst Du sagen, Du, der das Glück erzwingen kann, der so reich an Hoffnungen ist, an Aussichten. Ich habe nichts, als was der Name Sohn mir zum Erbtheil läßt.

Er rechnete mir dann des Kapitains Tugenden vor, unter denen besonders sein einfaches Leben, das ihn aber reich machen müsse, hervorschimmerte, daß er mich

zum Sohn angenommen, daß Zukunde —

Sieh, Georg, schon wieder Zukunde! Was wollen Sie denn? Was mag ihr Plan seyn?

Dann hielt er mir eine lange Rede über meine Genügsamkeit, von der er Wunder von dem Kapitain gehört hätte! Wie wenig ich bedürfte, und wie viel er, um in der Welt weiter zu kommen, weil man seine Jugend versäumt hätte.

„Ich sehe," sagte ich lachend — „Du hast Lust, ein Geizhals oder ein Verschwender zu werden."

Aber mein Herz schlug doch beklemmt, denn mir fiel Esau und Jakob ein, die um des Vaters Segen hadern. O für seine Bruderliebe hätte ich ihm gern des Vaters Segen verkauft.

Er liebt Theresen, eine arme Verwandtin meiner Mutter, die man aber wie Kind vom Hause hält, ein Zug, der für die Güte meiner Eltern beweist. Dafür ist sie der Schutzgeist meiner Schwester geworden, und meine Eltern gestehen

selbst, daß sie Theresen unendlich viel schuldig sind. Das Mädchen liebt mein Bruder? So schön sie ist, so geistreich; ich sage dennoch nein.

Es sind hier auf unserm kleinen Theater noch einige Menschen, eine Generalin Behrend mit ihrer schönen Tochter, nicht nach einem Londner oder Pariser Modejurnal aufgeschmückt, sondern nach einem Lehrbuch der Grazien, wenn es eines gäbe. Sie haben Tugenden, und gebrauchen sie als eine feine, unschätzbare Schminke der Schönheit. O das ist schon viel! sagte ich, da der Kapitain das sagte. Ihr Geist ist reich, sorgsam gebildet, geschmeidig und gelenk, wie die Bewegungen einer Tänzerin, ein schöner, geistartiger lebensvoller Hauch für das Gesellschaftszimmer berechnet und ausgebildet. Die Poesie und die Musik, die beiden Töchter des Himmels, welche wie Geister Nachts erscheinen, und auf die schönere Welt der Zukunft und unsers Innern hindeuten, diese dienen an ihrem Putztische.

Da hast Du ihr Gemälde aus des Kapitains Munde obgleich mich dünkt, er vergißt in dem Gemälde ein paar gute Pinselstriche, oder er führt noch von Ehedem eine Rechnung mit der Generalin, die hier als Mädchen wohnte.

Ich habe beide Damen nur erst einmal gesehen, und ich gestehe Dir, mein Herz gerieth in keine kleine Bewegung, da ich Elisen, so heißt der Generalin Tochter, sah. Das reine Oval des schönen Gesichts war mit so reichen Locken so einfach und doch so künstlich umkränzt, als hätte die Natur und die Grazie die Locken geschlagen. So und nicht anders hätten, meinte man, die Locken fallen müssen, wenn sie auch nur das Köpfchen geschüttelt hätte. So und nicht anders mußte das unschuldigste Mädchen aus Arkadien gekleidet seyn, die eben am Altar der Götter in den heiligen Reihen des Chors tanzen wollte; so und nicht anders hättest Du die keuscheste Vestalin gekleidet, um sie gegen jeden frechen Blick eines Mannes zu heiligen, und so und nicht anders konnte

Aspasia gekleidet seyn, wenn sie den großen Perikles bezaubern wollte.

Sie redete mich an. Ihre Stimme war Wohllaut, ihr Blick voll kindlicher freundlicher Unschuld, ihr feines, heiteres Lächeln, ihr Scherz, die leichten Bewegungen ihrer Arme, ihres Körpers, ihre Anmuth, wenn sie sich für ein freundliches Wort, für einen kleinen Dienst verbeugte, waren wie ein schönerer, zauberischer Gürtel, als den Afrodite trug. Sie hatte mit ihrer Mutter die Schweiz, Italien und Frankreich gesehen. Ihre Urtheile darüber waren so schonend, und dennoch so wahr, so einfach, und dennoch so reich, so eigenthümlich, und dennoch so anspruchslos, daß es war, als hörte ich meine innersten Empfindungen ab, denen ich bis jetzt nur keine Worte hätte geben können.

Die Mutter nannte mich ihren alten Bekannten, da sie mich kurz darauf sah. Ihr Gespräch war eine sanfte Mischung von sanften, leichten Gefühl und gutartigen Zweifel, als stände der

Kopf

Kopf mit dem Herzen, wie so oft, in Widerstreit, und als trüge das Herz, das schöne, ahnende Herz, dennoch den Sieg davon, dessen der Kopf sich rühmte. Und wäre die Poesie wie der Kapitain sagte, nur ihre dienende Toilettjungfer, so ist sie durch die Länge der Zeit ihre Freundin geworden.

Sie gestand bei allen Gelegenheiten — nnd Therese, welche die Generalin im höchsten Grade anbetet, gab ihr dazu hundert Veranlassungen — daß sie irre sey am Leben, und daß sie das harte Räthsel nicht anders zu lösen wisse, als durch eine schonende Achtung für alle Meinungen des so mannigfaltig und seltsam gestalteten Menschen. Und diese Schonung trug sie so freundlich vor, mit so viel Anmuth, und mit so wenig Anspruch für ihre eigene Meinung, daß man sie schon darum lieben mußte. Ihre Tochter liebte die Mutter auch unbeschreiblich; aber diese Liebe war wieder nur das unsichtbare, zar-

te Band, was um die Grazien sich herschlingt. Man hätte hundertmal, hätte man sie nicht gesehen, nicht gewußt, welche die Mutter, welche die Tochter war.

Und hätte auch der Kapitain vollkommen Recht, wie er gewiß nicht hat, so waren Beide, Mutter und Tochter, wenigstens die schönsten Ideale der irdischen Weiber. Denn nicht ein Zug von italiänischer, irdischer Flamme, von französischen Leichtsinn, von englischer Prüderie und Kälte, entstellte das schöne Gemälde. Sie waren ein paar schöne Deutsche, mit den schönsten Blumen weiblicher Reize geschmückt.

Mich verlangt, sie näher kennen zu lernen. Mehr nicht. Denn des Kapitains Urtheil über sie, und die Stimme aus Borgo, machen mich vorsichtig.

Noch eine andere Figur, eine stumme, verhüllte, räthselhafte, agirt nicht mit

uns, sondern für sich allein, ein Herr Strube, der hundert Schritte von uns sein Wesen treibt. Alle Welt hier ist entschlossen, die Bekanntschaft des Nachbars zu machen, bis auf den Kapitain, auf dessen Seele nie der kleinste Schleier gelegen hat, und der alles Heimlichthun haßt, und es eben, wie den Müßiggang, für des Teufels Werkstätte hält.

„Ei nun," sagte ich — „auch die Werkstätte des Teufels ist sehenswerth."

Sieh, Georg, eben dieser geheime Verkehr des Mannes, der mit sich selbst haust, und zum mindesten ein Mann von dem feinsten Geschmack seyn muß; denn sein Haus und Garten ist der Beweis davon, zieht mich täglich mehr an, und scheint mir natürlich. Denn wie käme es sonst, daß die Vehmgerichte, die geheimen Verbindungen, ein Unbekannter auf dem Theater, ein Einsiedler, jeder Robinson die Phantasie, nicht des Jünglings, son-

dern des Menschen, so in Anspruch nimmt? Alles Unbekannte hat etwas Gespensterartiges an sich, und so — so — wir Beide sind ja damit schon bekannt — so bin ich fest entschlossen, auch diesem Gespenst ein wenig in das stumme Gesicht zu schauen. Und damit Gott befohlen, mein Georg.

Mich dünkt, wir Beide stehen auf der Gränze wichtiger Begebenheiten. Denn diese Elise — ich gestehe Dir, daß diese Bekanntschaft einen tiefen Eindruck in mein Herz gemacht hat.

Aber Georg, laß die Riesen nur kommen, wir haben gefeyte Waffen, laß das Vehmgericht des Schicksals uns vor seinen Stuhl fodern, wir sind unschuldig! Und das ist genug!

Therese an Minna.

Welfenstein.

Sieh, liebe Minna, nach den Worten des alten Zauberers, der aber ein

Mann in den Vierzigen ist: „der Er wird sich wohl wieder sehen lassen!" lief ich Dir, wie eine Thörin, hier in der schönen Gegend auf und ab, und hatte die liebenswürdige Generalin und ihre reizende Tochter, meinen aufdringlichen Liebhaber, Herrn Hugo von Welfenstein, der, dem Himmel sey Dank! anfängt, zwischen mir und der schönen Elise, und der fröhlichen Jukunde, ich glaube, aus Neid gegen seinen Bruder, weil wir sie dem bestimmt haben, hin und her zu schwanken. Ja, wenn er unbemerkt ist, so kann er auch Marien, der armen Marie, die aussieht, wie die schönste Frühlingsaue, auf welcher der Morgenthau hängt, Artigkeiten sagen — ja wie soll ich nun enden? — vergessen.

Ich dachte immer, unter jenem Dom der alten Eichen muß er stehen, und schlich auf den leisen Zehen, zitternd, mit pochender Brust, mich hin. Er war nicht da.

„Dort oben aber, unter der Reinholds Eiche!“ rief ich, und er war nicht da. „Am See doch aber.“ Er war nicht da, und doch war er überall.

Da ging ich einen Morgen, drei gute Stunden früher, ehe sie hier und in Lauingen sich den Schlaf aus den Augen reiben, zu dem alten, häßlichen Zauberer, um ihn tüchtig auszuschelten.

Seine Flöte zeigte mir den Weg, den ich nehmen mußte, und ich stand vor ihm.

Er ging mit mir zwanzig Schritte, und ich war mit ihm in einem Häuschen, mitten in dem dunkelsten Gebüsch.

„Ich habe alle Tage,“ sagte er lächelnd — „nach Briefen von Theresen nachgesehen, und nichts gefunden. Und

doch sehe ichs dieser rothen Wange an, Sie hätten mir viel zu sagen gehabt."

Er zog aus einer Schreibtafel langsam einen Brief hervor, schlug ihn auseinander, und las: „O mein theurer Vater! O ist es wahr? Haben Sie wirklich das theure Mädchen gefunden? Ach, den Tag, da ich von ihr scheiden mußte, bat ich sie um ihren Namen. Sie sah mich mit dem Blicke des innigsten Vertrauens an, und dennoch schlug sie mir es ab, sich zu nennen. Es wäre nicht gut! sagte sie. Durfte ich da weiter in sie dringen? Sie wissen ja, mein theurer Freund, warum ich die Höhle, diesen schönen Tempel der schönsten Hoffnung, nicht wiedersehen konnte. O ist es wahr, haben Sie die Theure gefunden, und o ist es wahr, o mein Vater, ist es wahr! denkt Sie noch meiner? Sie sagten ja. O woher wissen Sie — doch ich darf ja nicht mehr fragen, als Sie mich wollen wissen lassen. O wüßten Sie, wie voll meine Seele ist,

Sie hätten ein einziges Wort mehr gesagt. Aber ich schweige, mein Vater!"

Das las er; dann sagte er: „Ich schweige auch. Therese auch. Der arme Junge! Das einzige Wörtchen!"

Ich wollte meine Thränen verbergen; aber konnt ich?

„Man hält Sie für einen Zauberer!" sagte ich endlich, erbittert über sein fast spöttisches Lächeln.

„So eine Art Zauberer bin ich auch," sagte er endlich, nahm einen Stab, zog um sich her einen Kreis, und fragte: „Soll ich den Er zitiren? Du," hob er feierlich an — „Du junger Troglodyt, der Du für das einzige Wort: Therese liebt Dich! in Dantes unterste Hölle stiegst, höre meinen Ruf."

Ich rief: „Ums Himmels Willen, Herr Strube!"

„Nun denn," sagte er — „ich kanns ihm auch schriftlich von Ihnen senden, das einzige Wort: Ich liebe Dich!"

„Schriftlich?"

Er zog meinen Brief hervor, den ich in die Höhle gelegt hatte, und fing an zu lesen.

Ich erröthete, aber ich legte meine Hand auf seine Lippen, um ihn zum Schweigen zu nöthigen.

„Aber wollen Sie nicht wissen, wie das alles kam, Therese?"

Ich setzte mich, die Hände in meinem Schooß gefaltet, gegen ihn über, so lustig ich konnte und er hob an.

„Es gab einen Augenblick, der den Herrn von Welfenstein, Ihren Oheim, den Geheimerath, über seinen Adel und

über seine alten Ahnen irre machte. Er liebte vor seiner Verheirathung ein edles, junges, unschuldiges Mädchen aus dem Bürgerstande. Die Liebe machte ihn irre, und auch das junge Mädchen in einem Augenblicke heißer Leidenschaft. Dabei ist nichts zu sagen; denn wir sind Menschen, und die Liebe traut dem Geliebten wie Gott. Daß aber Welfenstein nachher diese Stunde der Liebe und des heiligsten Vertrauens vergaß, das war übel, schlecht, unredlich. Daß er das Mädchen und ihre Mutter in den Abgrund des Elendes versinken ließ, ohne zu fragen: wo sind Sie? o das war —"

Er sprang auf, aber setzte sich wieder.

„Ich hatte nicht übel Lust, mich zum Retter des niedergestürzten, hoffnungslosen Wesens zu machen; denn sie starb in meinen Armen, nachdem sie Mutter geworden war, und übergab mir mit frommen Vertrauen ihren Sohn. Ich ehrte

ihr Vertrauen. Ich brachte den Knaben nach Treutlingen —"

„In die Nähe des Vaters?"

„Wohl eigentlich nicht, und doch gab die Nähe dem Geschick des Kindes etwas Heiteres. Ich hatte in Treutlingen noch ein geheimes Geschäft, und einen alten Philosophen, der mein Freund war, dem ich den Knaben zum Erziehen gab."

„Ach wohl dem alten Einsiedler, wie man ihn nannte."

„Recht! Der alte Einsiedler war ein vortrefflicher Erzieher. Der Knabe wuchs empor, lustig und edel. Wie er zu seiner Höhle kam, wissen sie. Daß ich sein Vertrauen hatte, versteht sich, daß er mir die Ursache seines Trübsinnes entdeckte, seine Liebe für die Unbekannte, sein Höhlenabentheuer, versteht sich auch. Daß ich der Unbekannten nachspürte, sie entdeckte,

war leicht, daß ich in der Geliebten meines jungen Freundes die Tochter meines theu- ersten Jugendfreundes fand, entzückte mich. Den jungen Menschen schickte ich in die Welt, und Theresen mit Welfenstein, durch seines Oheims Erbschaft, hierher, und ich selbst schlug meine Zauberbude hier auf, und meine Therese soll mir zaubern helfen.'

„Zaubern, lügen und trügen, Herr Strube? Ich kenne die zehn Gebote, und ists nicht dagegen, so —"

„Sie sollen nichts thun, liebes Kind, als Buch halten über eines jungen Menschen Gedanken, Empfindungen, Plane."

„Und dieser junge Mensch?"

„Kommt in ein paar Tagen hierher, Welfensteins ältester Sohn, Reinhold."

„Auch mit dem haben Sie es?"

„Mit dem eben. Er verdient es, daß tausend Schutzengel über sein Glück wachen, und Sie sollen einer seiner Schutzengel seyn. Daß Sie schweigen können, weiß ich. Daß meine Tochter, denn das bist Du von jetzt an, Therese, daß die Tochter meines Freundes den Freund ihres Vaters, die Geliebte den Freund ihres Geliebten nicht verrathen wird, das hoffe ich.'

Er sagte das mit einer Rührung, die ihn überwältigte. Ich fiel an sein Herz, und schwor ihm mit Thränen alles, alles zu thun, was er fodern würde, und so schieden wir von einander.

O die schönste Hoffnung stand nun leuchtend vor mir, und was fast eben so schön war, der Gedanke, daß ich meine weiße Hand mit an das Rad des Schicksals eines Menschen legen konnte, und eines Menschen wie Reinhold, von dem Marie und Jukunde mit unendlicher Liebe redeten.

Noch einmal hatte mich der Zauberer vor der Generalin gewarnt.

„Sie thun ihr Unrecht, wenn Sie sie kennen,“ sagte ich.

„Kennen?“ rief er. „Lassen Sie sie von dem Kapitain reden, von Ahlenbach, von Reinhold, und setzt sie nicht zu jedem Lob, was sie ihnen giebt, ein halb mitleidiges Kopfschütteln, ein Aber, ein Doch, ein Indeß, so —“

„Keine Frau wie sie erträgt so freundlich Grundsätze, die mit ihren nicht stimmen.“

„Ja, Kind; der Mensch aber soll nicht mit dem Teufel, oder mit dem Eigennutz, oder mit der Eitelkeit um die Tugend handeln, feilschen. Das ist das Schlimmste von allem.“

Ich wurde nachdenkend, denn in der That, er hatte die Generalin genau gezeichnet.

„Aber die Tochter!“ rief ich.

„Zeige mir eines Mädchens Mutter, Therese, und ich kenne die Tochter, vorausgesetzt, daß sie sich lieben.“

Sieh, Minna; aber sobald ich wieder bei der Generalin oder Elisen war, verschwand mein Mißtrauen wieder bis auf die letzte Spur, obgleich ich gar nicht ableugnen konnte, daß zwischen Marien und Elisen ein Unterschied war, als wären sie zwei Wesen aus verschiedenen Welten.

War ich bei dem Kapitain und seiner Familie, so wars, als fiele von dem Haupte des Glücks jede Krone, jeder Glanz, jeder Schmuck ab, als wäre im Leben etwas viel Höheres, Edleres, Einfacheres, was das Herz mit seinen Wünschen beruhigte: war ich einen Tag lang bei der Generalin, so schien mir das Leben, das menschliche Treiben schöner. Die Freu-

den der Gesellschaft, der feine Umgang, die geselligen Künste nahmen den Schmuck der Tugend. Mein Herz fing an unruhig zu pochen. Ich that tausend Wünsche, die doch alle im Kreise der Gesellschaften blieben. Die Grazie, der Rang, der Reichthum, wurden mir viel, sehr viel, und die ernste, unbewegliche Tugend fing an, sich in die leichte, ungezwungene Grazie der Gesellschaft aufzulösen.

O und doch mußte ich diese Frau lieben, noch mehr die Tochter. Und ich sagte hundertmal, mich vor die Magdalena in ihrem Kabinet stellend: „Wer weiß, ob die Generalin so viel zu bereuen hat, als hier diese Heilige.“

Nun denn, Du kannst denken, mit welcher Sehnsucht ich den Tag erwartete — da kam endlich Reinhold.

In der That, ich mußte mich wundern, daß man hatte: Wunder! von ihm

rufen

rufen können, oder vielmehr, was mir nachher zu meiner Beschämung einfiel, daß wir Mädchen alle Tugenden eines Mannes auf seinem Gesicht, in seiner Gestalt, in seinem Gange suchen, was schön ist, edel nennen. Er war ein hübscher, junger Mensch, wie ich tausend andere gesehen habe. Ich möchte sagen, sein Bruder, der nie in der Welt gewesen ist, hätte mehr Eleganz in seinem Wesen — Sieh da, schon wieder. Ich will davon schweigen.

Nach ein paar Stunden aber hatte ich ihm schon allerlei kleine Tugenden zu Buche getragen, als: sein Vater zeigte ihm aus dem Fenster einen sechs Fuß hohen Obelisk, einige plumpe Bildsäulen um eine Fontaine her, ein Dutzend Gemälde, die er seine Gallerie nennt, und der junge Mensch sprach nicht ein Wort von Rom, von den Alpen, von dem Apoll, von der Gallerie in Paris, tadelte weder, noch lobte, und verrieth mit keinem Blick,

obgleich ich ein wenig zu spotten anfing, daß er mich verstände.

Den andern und dritten Tag stieg aber mein Verzeichniß seiner Tugenden so hoch, daß ich für meinen armen Troglodyten, wie der Zauberer meinen Freund nannte, nicht eine mehr übrig behielt, als — meine Liebe, die wir Mädchen allemal dem Geliebten als die höchste Tugend anschlagen.

Ich paßte es ab, daß er mich im Garten allein finden mußte. Auf einmal wurde aus Reinhold der wahre Rinaldo. Er dankte mir mit einem Paar begeisterten Worten, und mit Blicken, die noch vegeisterter waren, für meine Freundschaft zu Marien, für meine Liebe gegen des edlen Kapitains Haus, und da ich nach seinem Lehrer Ahlenbach fragte, so wars nicht Zytherens schöner Sohn, sondern ein Engel, der im Anschauen der Herrlichkeit des Himmels verloren ist. Ich

kenne nur Ein Auge noch, das seinem gleich ist.

Ich kam auf seinen Bruder. Mein Ausdruck mochte ein wenig scharf seyn; denn eben hatte ich gehört, wie Hugo über den edlen Bruder redete.

„Er versteht Sie nicht!“ sagte ich.

„Ich hoffe, sich selbst auch nicht,“ antwortete er. „Er will etwas, dem er keinen Namen geben kann.“

„Gold, Macht, Lob! Er kennt die Namen.“

„Wer will das nicht?“ sagte er leise und mitleidig. „Sie werden sehen, die Brüder finden sich aus. Jetzt stehen wir als Fremde gegen einander.“

Sieh, es gefiel mir wieder sehr, daß er mich mit einer vertraulichen Freimüthig-

keit behandelte, und dennoch mit einer Zurückhaltung, die mein Geschlecht ehrte. Sein Blick flog nicht auf meiner Gestalt auf und ab. Er sah mir ruhig ins Gesicht, wenn ich redete, und Bescheidenheit war die ganze Achtung, die er mir zeigte.

Ich konnte aus einer Wendung in seinem Gespräch, die ihn überraschte, denn sie verwirrte ihn, schließen, er hatte etwas gehört, daß sein Bruder mich liebte, und darum erwartete ich mit vieler Neugierde, welchen Eindruck Elise auf ihn machen würde.

Elise? Du kannst denken, wie gespannt sie war, wie sie mich fragte, da ich zu ihr kam.

„Kleine Thörin!“ sagte die Mutter, die das alles hörte; denn eben das ist das Köstlichste in dem Verhältniß zwischen Mutter und Tochter, daß Elise ihr

ganzes Herz in Gegenwart der Mutter ohne Hehl ausschüttet.

„Kleine Thörin," sagte die Mutter — „wirst Du nicht lernen, daß das Seltene nicht das Beste ist? Glaube mir, liebes Kind, ist er wirklich so, wie Therese sagt, und Therese beobachtet recht scharf, so würdest gerade Du immer unrecht mit ihm haben. Und ist er ein Heuchler —"

„Ein Heuchler, Frau Generalin?" sagte ich verweisend.

Sie sah mich lächelnd an, mit dem siegenden Blicke ihrer Menschenkenntniß. „Ich habe meine Elise zum Genuß eines menschlichen Glücks erzogen. Sie soll nicht viel Tugenden von dem Menschen erwarten, am wenigsten von sich selbst. Dieser Reinhold, wenn ich seinen Lehrer recht kenne, und ich denke, ich kenne ihn — dieser Reinhold ist zu etwas Hö-

herem erzogen, als zum Glück. Er wird in diesem Leben die Ewigkeit suchen, in diesem veränderlichen, menschlichen Herzen das Unveränderliche des höchsten Ideals. Er fodert von dem Menschen, was dem Menschen nicht gegeben ist, weil er glaubt, alles geben zu können, was er fodert.“

„Aber Heuchler? Wie aber Heuchler?“

„Wie? Wenn nun die Erfahrung, in dem eigenen Herzen herrscht doch gewaltig die Leidenschaft, wenn nun diese Erfahrung mit der heißen Phantasie, die das Ideal halten will, muß, weil sonst der Mensch den ganzen erträumten Werth verliert, in Streit geräth? Wie denn, meine helle, scharf sehende Therese? Wie denn? Glauben Sie mir, auf diesem Wege kann ein Schwärmer ein Bösewicht werden, oder er muß fortfahren, sich selbst zu täuschen, und der Heuchler steht fertig da. Er will nicht betrügen, aber er muß zer-

stören; denn er kann andern nicht verzeihen, weil er sich selbst nicht verzeiht. Der unbändige Hochmuth, mehr als ein Mensch zu seyn, und das eben ist der unbändigste Hochmuth, macht unversöhnlich. Ich sage nicht, daß dies Reinholds Fall ist. Sein Lehrer ist ein edler Mensch, aber ein Schwärmer. Ich will nur Elisen warnen, sich nicht in eine Schwärmerei verwickeln zu lassen, für die ihre ganze Erziehung nicht gemacht ist."

Dann beschrieb sie den Kapitain, dann Ahlenbach, und was sie sagte, wurde die schönste Lobrede auf die Schwärmerei, und Elise, mit einer liebenswürdigen Lebendigkeit, sagte ihrer Mutter, daß ihr ganzes Herz dem jungen Menschen entgegen klopfte.

Ich weiß nicht, seit des Zauberers Warnung ists doch, als sähe ich zuweilen in der Generalin etwas anderes, als die schönste Wahrheit eines anspruchslosen

Herzens. Wollte sie ihre Tochter zurückhalten, so wußte sie warlich nicht, was sie that. Oder hat sie einen Plan; denn hier und da klang ein Wörtchen gerade so, als hätte sie einen Plan.

Da kam endlich der Augenblick, wo sie sich zum erstenmale sahen.

Elise trat in den Saal, ich kann Dir nicht sagen, wie gekleidet, fast kindisch, und dennoch mit welcher Kunst! Um den schönen Kopf hingen ihre spielenden Locken, am Arme ein Körbchen mit Feldblumen gefüllt, und ihre rechte Hand faßte einen großen Strauß Kornblumen. Und wie sie sich nun auf der Schwelle so tief, so demüthig verbeugte, mit dem furchtsamen, aber so zauberischen Lächeln des Kindes, und dann heran hüpfte, die Grüße ihrer Mutter bestellte, mit dem Kornblumenstrauße die Locken aus der Stirn wischte, so unbeholfen, und doch so reizend, und nun endlich den fremden jun-

gen Herrn, als sähe sie ihn eben, so freundlich fremd begrüßte; da fiel mir es sauer auf, daß Elise wohl gar von ihrer Mutter diese Rolle erhalten hatte, obgleich sie war, wie immer.

Reinholds Blick ruhte bescheiden auf diesem schönen Kinde, auf ihrer Verbeugung, auf ihrem leichten, unschuldig hüpfenden Gange, auf dem Tone ihrer klingenden Stimme, auf ihren Bewegungen. Man sah an nichts den Eindruck, den sie auf ihn machte, als an einem kleinen Lächeln seines Mundes, das aber immer seliger wurde, und an der Aufmerksamkeit, die er nicht verbergen konnte, womit er jede ihrer Bewegungen hütete.

Ich redete ihn an; er antwortete; aber doch ein wenig verkehrt, und da nun Elise mit Viktorien in den Garten wollte, und vorher mit kindischer Geschäftigkeit ihre Blumen in ein Fenster nieder-

legte; dann die Locken unter den Hut schob, den Hut zuband, mitten im Zimmer stehend, und doch von allen Grazien umgeben, dann sich verbeugte auch gegen ihn, und hinauslief, da wurde mirs fast gewiß, es war eine kleine Rolle, und da nun alle in das Lob des schönen Mädchens einstimmten, so schwieg er allein, und hatte nicht ein einziges kleines Wort zu ihrem Lobe. Er sah aber einen Jeden, der sie lobte, so selig an, und wollte noch immer mehr hören —

Ach, ach, liebe Minna, dieser weiße Göttersohn — o Himmel, daß nur nicht am Ende die Generalin recht hat.

Am andern Morgen ging ich früh zu meinem Zauberer, und erzählte. Ueber sein Gesicht lief Regen, Sonnenschein, Wolken von allen Gestalten, wie an einem windigen Apriltage der Schatten der Wolken in den vorweg laufenden Sonnenschein hinein läuft. Er legte die Hand an

die Stirn, nahm seine Unterlippe drückend zwischen zwei Finger, ließ den Kopf sinken, hob ihn schnell wieder auf, schnalzte vor Unmuth, lächelte ironisch, pfiff ein paar Töne, sang ein paar, ließ sich von mir eine Beschreibung Elisens geben, sagte spöttisch: „Unterthäniger Diener, Frau Generalin!“ Dann schrieb er ein paar Worte auf ein Blättchen Papier, gab sie mir, und sagte: „Therese, kannst Du wohl, wenn der junge Mensch zuspringen will, ehe er springt, ihm dieses Blättchen in die Hand spielen?“

„Väterchen, Sie geben mir da eine Rolle —“

„Die vielleicht Elisen retten muß, die ich mit der Mutter nicht verwechsle.“

Ich las die Worte; sie hießen: „Denk an Borgo!“

Das war so unschuldig, daß ich versprach, Reinholden das Papier heim-

lich, ohne daß er wissen sollte, von wem, in die Hände zu spielen.

Dann ging ich. Von dem Er nicht ein Wort!

Dazu nimm, Minna, daß Herr Hugo den Plan hat, seinen Bruder zu enterben, daß in Mariens Augen beständig heimliche Thränen stehen, daß die Generalin, wie ich jetzt fast fest glaube, einen Plan hat, denn zuweilen sitzt sie da mit einem Gesicht, wie mein Zauberer — daß der Kapitain auch einen Plan hat, seine Zukunde mit Reinhold zu verbinden, daß Reinhold — auch das weiß ich — Elisen liebt, und auf seinem Herzen eine Unruhe trägt, die von Elisen und der Generalin nicht ausgeht; denn die Generalin ist ernst, aber zuvorkommend, freundlich gegen ihn; — daß Niemand von uns allen glücklich ist; daß eine dunkle Nacht über uns hängt und daß der Zauberer, wie es scheint, alle Fäden des

Geschicks in seiner Hand hält. Er ist ein edler Mensch; aber ein Mensch! Daß, daß – o das ist mein Kummer! — meines Oheims natürlicher Sohn doch endlich vor dem Auge des schuldigen Vaters erscheinen muß! Und wann?

Aber denkst Du nicht, es muß sich bald entscheiden. Gott gebe, gut! Leb wohl!

Ende des zweiten Bandes.

3138

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Reinhold

Bd.: 2

Halle (1818)

P.o.germ. 783 p-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113332-6